Sonntag, den 29. Dezember 1935
Nr. 356 Jahrgang 13

Opłata pocztowa uiszczona ryczałtem.
Einzelnummer 25 Groschen

Lodzer Volkszeitung

Zentralorgan der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens

Volkswille
für Oberschlesien

Schriftleitung und Geschäftsstellen:
Lodz, Petrikauer Straße 109
Telephon 136-90 — Postscheck-Konto 63.508
Kattowitz, Plebiscytowa 35; Bielitz, Republikanska 4, Tel. 1294

Volksstimme
Bielitz-Biala u. Umgebung

Laval wieder einmal gerettet.

Es gelingt ihm, durch eine gute Rede Abgeordnete umzustimmen und eine kleine Mehrheit zu erlangen.

Paris, 28. Dezember. **Die Aussprache in der französischen Kammer über die Außenpolitik nahm am Sonnabend ihren Fortgang. Die Sitzung wurde einigemal unterbrochen. Ministerpräsident Laval sah sich schließlich genötigt, gegen einen von radikalsozialer Seite gestellten Antrag die Vertrauensfrage zu stellen. Bei der Abstimmung über die Vertrauensfrage erhielt die Regierung Laval 296 gegen 276 Stimmen. Die Mehrheit beträgt demnach 20 Stimmen; sie ist nach der letzten Kraftprobe erneut zusammengeschmolzen.**

Die außenpolitische Aussprache in der Kammer wurde am Sonnabend vormittag wieder aufgenommen. Von 12 bis 15 Uhr trat dann eine Mittagspause ein.

Vertreter der Parteien der Rechten und Mitte unterstützten die Politik Lavals. Von radikalsozialer Seite dagegen wurde eine Entschließung gegen Laval eingebracht.

Wider Erwarten nahm nach Beginn der Nachmittagssitzung nicht Ministerpräsident Laval das Wort, sondern eine Reihe von Abgeordneten. Sie begründeten die Haltung ihrer Gruppen bei der bevorstehenden Abstimmung. Wegen zunehmender Unruhe im Saal sah sich der Kammerpräsident genötigt, gegen 16 Uhr die Sitzung vorübergehend aufzuheben.

Laval verteidigt sich.

Nach Wiederaufnahme der Kammersitzung ergriff sofort Laval das Wort. Zu Beginn seiner Rede betonte er, daß er den Völkerbundssatzungen stets treu geblieben sei und nie gegen eine Verpflichtung, die Frankreich übernommen habe, verstoßen habe. Vor dem Ausbruch des italienisch-abessinischen Krieges hätte er, ohne gegen den Pakt zu verstoßen, nichts zu unternehmen brauchen und dem Beispiel der anderen Völkerbundsmitglieder folgen können. Er habe später mit Eden und Hoare über die Möglichkeit der Anwendung des Systems der kollektiven Sicherheit beraten, in einem Geiste der Zusammenarbeit, der stets zwischen englischen und französischen Ministern herrschen müsse.

Er sei mit den englischen Ministern sofort einig gewesen darüber, daß militärische Sanktionsmaßnahmen, eine Blockade und eine Schließung des Suez-Kanals nicht in Frage kommen könnten, kurz alles, was zu einem Krieg führen könnte.

Als der Völkerbund die Sanktionsmaßnahmen beschlossen habe, seien sie von Frankreich ordnungsgemäß durchgeführt worden. Es frage sich, ob dies in gleicher Weise überall geschehen sei.

Gemäß der Anregung des Völkerbundes habe er mit Hoare zusammen einen Vermittlungsvorschlag ausgearbeitet. Man könne nicht sagen, daß er die Beziehungen Frankreichs zu England gefährdet habe, indem er mit dem englischen Staatssekretär so eng zusammengearbeitet habe.

Auf die Frage, ob Frankreich England in der Frage der Erdölmaßnahmen folgen werde, könne er noch nicht antworten, denn diese Frage sei gar nicht zeitgemäß. Erst müsse der amerikanische Kongreß darüber beschließen.

Laval wies ferner den Vorwurf zurück, daß er England keine Zusicherung für die erforderliche Unterstützung im Ernstfalle gemacht habe und erinnerte an die vielen Verhandlungen der zuständigen Stellen der beiden Länder. Von den 54 Mitgliedsstaaten des Völkerbundes habe Frankreich allein Verpflichtungen von diesem technischen Umfang übernommen. Laval bestritt die Richtigkeit der Behauptung, daß das Verhältnis zwischen Frankreich und England gespannt sei, und verwies auf seine vertrauensvollen Beziehungen zu Hoare und Eden.

Laval lieferte Unterlagen dafür, daß er die italienische Regierung durchaus nicht in Unkenntnis darüber gelassen habe, daß er dem Völkerbundspakt treu bleiben und die daraus sich resultierenden Verpflichtungen erfüllen werde. Am 19. Juli bereits habe er dem französischen Botschafter angewiesen, Mussolini dies zu sagen und er habe ihm diese Richtlinien später mehrfach wiederholt.

Laval schilderte dann ausführlich seine Vermittlungsversuche, um dann zu dem Schluß zu kommen, daß der Weg der Vermittlung nicht versperrt sei. Die Bemühungen müßten fortgesetzt werden.

Frankreich und Deutschland.

In seinen weiteren Ausführungen ging Laval auch ausführlich auf das deutsch-französische Verhältnis ein. Solange eine Annäherung zwischen Frankreich und Deutschland nicht erfolge, erklärte er, gebe es keine wirksame Friedensgarantie in Europa. Er fügte hinzu, daß er **kein Sonderabkommen zwischen Frankreich und Deutschland im Auge habe, sondern eine Verständigung im Rahmen der Organisierung der kollektiven Sicherheit in Europa. Er habe Hoare gesagt, welche Aussichten sich für die englisch-französische Politik ergeben würden, wenn die deutsch-französische Verständigung möglich würde. Dann könnten England und Frankreich zusammen Deutschland nach Genf zurückzuführen versuchen.**

Laval berichtete ferner über die Unterredung zwischen dem französischen Botschafter in Berlin und dem Reichskanzler Adolf Hitler. Er wies die Behauptung rundweg zurück, daß bei dieser Gelegenheit von irgendwelchen Abkommen zum Schaden eines östlichen Staates (Sowjetrußland. Die Red.) die Rede gewesen sei. **Der Botschafter habe in seinem Auftrage Hitler mitgeteilt, daß in einigen Tagen das französisch-sowjetrussische Abkommen von der Kammer ratifiziert werden würde und ihm gesagt, daß dieses nicht gegen Deutschland gerichtet sei. Er habe allerdings auch das Bedauern Lavals übermittelt, daß Deutschland sich nicht an den gegenseitigen Pakten beteiligen wolle.**

Die zweite Lesung des Gesetzes gegen die Kampfbünde.

Nachdem die außenpolitische Aussprache mit der Rede Lavals und den beiden gemeldeten Abstimmungen abgeschlossen war, hatte die Kammer erneut eine Sitzungspause eingelegt. Um 22 Uhr trat das Haus wieder zusammen, um sich in der zweiten Lesung den Gesetzesvorlagen über die sogenannten Bünde, die Regelung des Waffentragens und die Aufforderung zu Gewalttaten in der Presse zu widmen. Zu dem ersten Gesetz erklärte der Berichterstatter des zuständigen Ausschusses, daß dieser sich den vom Senat abgeänderten Wortlaut zu eigen gemacht habe. Dann begann die allgemeine Aussprache vor dem mäßig besetzten Hause.

Die Kammersitzung dürfte bis gegen 1 Uhr andauern.

Die Abstimmung.

Im weiteren Verlauf der Kammeraussprache beantragten die radikalsozialen Abgeordneten Delbos, Campinchi und Cot, daß zuerst über den von ihnen eingebrachten Entschließungsentwurf abgestimmt werde. Die Regierung lehnte diesen Antrag ab und stellte dagegen die Vertrauensfrage. Bei der Abstimmung erhielt die Regierung 296 gegen 276 Stimmen, also eine Mehrheit von nur 20 Stimmen. Dagegen gelang es der Regierung in der zweiten Abstimmung eine Mehrheit von 43 Stimmen auf sich zu vereinigen.

Allgemein hat man nicht erwartet, daß es Laval gelingen wird, ein solches Uebergewicht zu erlangen. Doch wird darauf hingewiesen, daß seine heutige Rede in der Kammer einen recht guten Eindruck gemacht hat, so daß sich noch mehrere wankelmütige Abgeordnete im letzten Moment dennoch entschlossen haben dürften, für Laval zu stimmen.

Zwischen Diktatur und Demokratie.

Zur Lage in Jugoslawien.

Von P. O. Smatratsch.

Als im Herbst vergangenen Jahres in Marseille eine politische Verbrecherbande, deren Arm aus dem Dunkel von faschistischen Mächten gelenkt wurde, den König von Jugoslawien niederstreckte, fiel der Träger eines längst todkranken Systems.

Fast sechs Jahre zuvor, im Januar 1929, hatte der König die beschworene Verfassung zerrissen und, einzig auf die Bajonette gestützt, seine Selbstherrschaft verkündet, weil er anders die Einheit Jugoslawiens im zerfleischenden Hader der Stämme und Parteien vor die Hunde gehen sah. Die Diktatur Alexander I. schien also dem Schutz einer revolutionären Errungenschaft zu dienen, denn der einheitliche Staat der Serben, Kroaten und Slowenen, von der Sozialdemokratie im slawischen Süden zuerst gefordert und nur durch die Vernichtung dreier Despotismen, des osmanischen, des habsburgischen und des moskowitischen, ermöglicht, umschloß als Stück der bürgerlichen Revolution Südosteuropas einen bedeutsamen historischen Fortschritt. Aber tut es selten gut, das Ergebnis einer revolutionären Entwicklung mit gegenrevolutionären Waffen zu verteidigen, so wurde hier die Gegenrevolution fast Selbstzweck. Obwohl der Karadjordjewitsch bei jeder Gelegenheit das Regime des 6. Januars lediglich als Uebergang zur „wahren Demokratie" hinstellte, feierten Terror und Korruption ihre Orgien. Auch die oktroyierte Verfassung von 1931 mit ihrer grotesk gewählten Skupschtina war nur ein Mittel, Europa Sand in die Augen zu streuen. Und manche ließen sich willig streuen. Irgendein Schweizer Käseblatt in Dilsdorf etwa erklärte, daß man sich in Jugoslawien ebenso frei fühle „wie bei uns in der Schweiz": „Das Volk ist zufrieden, von irgendeinem Absolutismus kein Spur". Und sofort im Chor die ganze Regime-Presse von Marburg bis Monastir: „Aufgemerkt, Europa! Bei uns herrscht Freiheit wie in der Eidgenossenschaft! Die „Dilsdorfer Zeitung" ist Schwurzeuge!"

Nur das Volk in Jugoslawien ließ sich nicht dumm machen. Auf Schritt und Tritt gegängelt und belauert von Polizisten, Gendarmen und Spitzeln, konnte es geraume Weile die Faust nur im Sack ballen, aber als nach dem Tode des Königs die dreiköpfige Regentschaft, bereit, den gleichen Faden weiterzuspinnen, Wahlen ausschrieb, warf die Opposition trotz einem Wahlgesetz, das der Regierung alle Trümpfe in die Hand gab, und trotz der frechsten Einschüchterungspraktiken der Behörden eine volle Million Stimmen auf den Tisch; die katastrophalste Niederlage des Systems war es, daß demgegenüber seine Knechte mit Erpressung und Betrug nur 1,7 Millionen Stimmen aufbrachten. Mit diesem 5. Mai 1935 kamen die Dinge ins Rutschen. Mit dem Auftrag und der Absicht, die Diktatur abzubauen und in die Demokratie überzuleiten, trat das Kabinett Stojadinowitsch auf den Plan. Denn die Rückkehr zum Parlamentarismus auf breitester demokratischer Grundlage entspricht dem Willen sämtlicher Volksschichten; Bürger, Bauern, Arbeiter — von einem irgendwie gearteten „autoritären Regime" wollen sie alle nach der Musterprobe dieser sechs Jahre nichts mehr wissen. Im Ziel sind sich also die Parteien, die, zur „Jugoslawischen radikalen Gemeinschaft" zusammengefügt, hinter Stojadinowitsch stehen: serbische Radikale, slowenische Christlichsoziale, bosnische Moslems, mit der Opposition: Demokraten, Landwirtsbündler, Kroatische Bauernpartei, völlig einig. Gleichwohl ist neuerdings die Entwicklung ins Stocken geraten. Die Neuwahlen auf Grund des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechtes werden auf eine bedenklich lange Bank geschoben, und von einer Wiederherstellung der allerursprünglichsten Staatsbürgerrechte: Preß-, Vereins- und Versammlungsfreiheit ist nichts zu merken. Jugoslawien steht immer noch der Diktatur unendlich näher als der Demokratie.

In einem wirtschaftlich zurückgebliebenen Lande, wie es trotz mancher Fortschritte Jugoslawien ist, sind eben di-

sozialen Kräfte, auf denen die moderne Gesellschaft beruht, zu wenig ausgebildet, um sich mit rücksichtslosem Ellbogenspiel durchzusetzen. Dem Machthunger der Bourgeoisie hält ihre tatsächliche Stärke nicht die Wage, und die Arbeiterklasse leidet an den Folgen des Bruderzwistes zwischen Kommunismus und Sozialdemokratie ebenso wie unter der zermürbenden Wirtschaftskrise mit ihrer nicht weichenden Arbeitslosigkeit; welche Verelendung zeigt es an, wenn zwischen 1930 und 1934 die Zahl der von der Sozialversicherung erfaßten Lohnempfänger von 767 000 auf 663 000 sank! Kommt die Wirtschaftskrise auch für die Bauernschaft einem schwächenden Aderlaß gleich, so könnte doch in einem zu vier Fünfteln agrarischen Staate eine einheitliche Front des Landvolkes, wie es einmal in Bulgarien und einmal in Rumänien geschah, am ehesten Stoßkraft entfalten, aber, von den katholischen Bauern Sloweniens und den muselmanischen Bauern Bosniens ganz zu schweigen, die dort den Christlichsozialen, hier der Partei Spahos anhängen, hindert die kroatische Frage die serbischen und die kroatischen Bauern im Gleichschritt zu marschieren. Die Partei, der nach dem Tode Raditschs Dr. Matschek vorsteht, ruft das Landvolk in Kroatien und Dalmatien zuerst als Kroaten, dann erst als Bauern auf.

Dabei ist die kroatische Frage im Grunde gar keine kroatische Frage. Ihr Problem gilt genau so wie für die Kroaten für die Serben des einstigen Habsburgerreichs, nämlich: wie leben sich Teile des gleichen Volkes mit der gleichen Sprache, die ihre Geschichte die einen in den östlichen, die andern in den westlichen Kulturkreis wies und so verschieden formte, unter demselben Staatsdach am leichtesten und schmerzlosesten miteinander und aufeinander ein? Mit der zentralistischen Staatsgestaltung wie bisher geht es nicht. So steckt auch die jugoslawische Sozialdemokratie, die bislang eine Gliederung des Staates nach den „historischen Grenzen" der Stämme verwarf und einen strengen Zentralismus allerdings mit weitgehender Autonomie der Verwaltungseinheiten (Provinz, Kreis, Gemeinde) vertrat, neuerdings mehrere Pflöcke zurück: „Wir haben", tat unlängst der bekannte Führer der freilich noch nicht wieder erlaubten Partei, Dr. Topalowitsch, in der Belgrader „Arbeiterzeitung" dar, „uns die Existenz einer einförmigen jugoslawischen Volksmasse vorgestellt, die in Wahrheit erst nach und nach entstehen kann. Dem Stammesnationalismus, den regionalistischen und religiösen Gefühlen unserer Volksgenossen haben wir zu wenig Bedeutung beigemessen". Da es sich aber hier um Tatsachen handelt, die der Realpolitiker, ob sie ihm gefallen oder mißfallen, nicht übersehen darf, wird die Neuordnung um eine dezentralistische, vielleicht föderalistische Staatsgestaltung nicht herumkommen. Nur heißt die Voraussetzung dafür, daß eine solche Lösung überhaupt angepackt wird, Wiederherstellung der Demokratie und Ausschreibung von Neuwahlen.

Leider gibt die innere Wirrnis dank der Schwäche der sozialen Gruppen den „unverantwortlichen Faktoren", die in Belgrad mindestens seit 1903 in der Politik herumspuken, die Möglichkeit in die Hand, hinter den Kulissen die Fäden zu ziehen. Was die politisierende Generalität, an ihrer Spitze der Kriegsminister Pera Schiwkowitsch, denkt und will, fällt schwerer in die Wagschale als alle guten Absichten des Ministerpräsidenten Stojadinowitsch. Dank solcher und anderer Bremsklötze gelangt der jugoslawische Staatswagen auf der Straße zur Demokratie nur im Schneckentempo voran. Kein bündigerer Beweis als die überaus klägliche Amnestie vom 1. Dezember. Während der griechische König so staatsklug war, sofort nach seiner Rückkehr das ganze Schuldbuch der Vergangenheit selbst mit den Namen der erklärtesten Rebellen ins Feuer zu werfen, ruft in Jugoslawien kein Gnadenakt die kühnsten Kämpfer gegen das unheilvolle System des 6. Januar aus dem Exil zurück.

Religiöse Kämpfe in Indien.

London, 28. Dezember. Wie aus Kalkutta gemeldet wird, kam es am Sonnabend vormittag in Kalkutta zu ernsten Zusammenstößen auf religiöser Grundlage zwischen Hindus und Mohammedanern. Zwei Personen wurden getötet und 15 schwer verletzt. Die Gegner benützten Steine und Stöcke als Waffe.

Die Ergebnisse nationalistischer Politik.

Verschärfte Gegensätzlichkeiten zwischen Deutschen und Polen.

Die Spannung zwischen den deutschen und polnischen Nationalisten in Pommerellen wird immer größer. Es kommt des öfteren zu Zusammenstößen, die, wie bekannt, in Görsdorf (Ogorzeliny) bei Konitz sogar ein Todesopfer forderten. Der polnische Ansiedlerverband in Konitz hat auf einer Versammlung eine Resolution annehmen lassen, die zeigt, wohin der Nationalismus steuert:

„Am 5. d. Mts. wurde in Ogorzeliny von Mitgliedern einer uns feindlichen deutschen Organisation der polnische Ansiedler Gawkowski ohne Grund ermordet. Da dies nicht der erste verbrecherische Anschlag dieser Partei in Pommerellen ist, protestieren die versammelten Ansiedler in Konitz auf das energischste gegen eine derart verbrecherische Tätigkeit, die sich immer häufiger durch Ueberfälle auf ruhige polnische Bürger äußert, und bitten den Herrn Wojewoden um Auflösung dieser Partei, da sie die öffentliche Ruhe und Sicherheit bedroht. Im Bedarfsfall können wir mit weiteren Beweisen von Ueberfällen dieser Leute auf ruhige Polen dienen".

Anderseits kommt es zu Ueberfällen auf Deutsche von der Deutschen Vereinigung oder der Jungdeutschen Partei und von diesen Organisationen organisierte Veranstaltungen. Zu den bisherigen Ueberfällen sei noch der in Punitz im Kreise Gostyn stattgefundene vermerkt, wo gegen die in ihrem Parteilokal versammelten Jungdeutschen von zahlreichen Polen ein Steinhagel gegen die Fensterscheiben einsetzte und die dann auf dem Heimwege tätlich angegriffen wurden, so daß sie in das dortige Diakonissenhaus flüchten und mehrere Stunden warten mußten, bis die Angreifer verschwunden waren.

Es wird immer ersichtlicher, daß die nationalistische Politik zur auffälligen Steigerung der Gegensätze zwischen Deutschen und Polen führt, und man kann sich schon heute ausdenken, wie das enden wird.

Abbi Addi von den Abessiniern besetzt.

Eine blutige Schlacht von den Abessiniern gewonnen. Italienischer Gegenangriff zurückgeschlagen.

Addis Abeba, 28. Dezember. An der Nordfront begann am 22. Dezember eine schwere Schlacht, die bis zum 24. dauerte. **Die Abessinier griffen hier mit Teilen der Armee Ras Sayoums die große befestigte Anlage der Italiener bei Abbi Addi an. Nach einem außerordentlich blutigen und schweren Kampf wurde Abbi Addi von den Abessiniern eingenommen. Am 24. Dezember begann die Schlacht vom neuen. Die Italiener zogen starke Ersatzkräfte heran und begannen den Kampf, an dem außer größeren Truppenverbänden auch Askaris teilnahmen. Bombengeschwader unterstützten die italienischen Truppen. Es kam zu einem überaus blutigen Ringen, das auf italiener Seite von starken Artillerie- und MG-Abteilungen unterstützt wurde. Nach abessinischen Frontmeldungen siegten die Abessinier auf der ganzen Linie. Nach der Einnahme von Abbi Addi stürmten die abessinischen Truppen die italienischen Bollwerke und MG-Nester nördlich und nordöstlich der ursprünglichen italienischen Stellung.** Die Verluste sollen auf beiden Seiten außerordentlich hoch sein, da die Abessinier ohne Deckung in das Maschinengewehrfeuer stürmten und es schließlich zum Schweigen brachten.

Unter den Gefangenen sollen sich nach den abessinischen Meldungen 20 italienische europäische Offiziere befinden. Die abessinische Beute beträgt 12 Maschinengewehre in Gefechtsstellungen, eine riesige Menge Munition und zahlreiche Karabiner. Mehrere hundert Askaris aus Erythräa sollen ebenfalls gefangengenommen worden sein.

Im Schire-Gebiet sollen sich nach abessinischen Meldungen die Italiener ebenfalls auf dem Rückzuge befinden, der unaufhaltsam fortschreitet. Italienische Erkundungsflieger überfliegen ständig das Gebiet bei Amba Alagi. Die Gefechtstätigkeit an der Nordfront hält weiter in unverminderter Stärke an.

Das „jüngste" Land Europas.

Wie der „IKC" ausführt, ist die Bevölkerung Polens seit dem Bestehen der Republik bis zum Jahre 1935 von 26,3 Millionen auf 33,8 Millionen Einwohner gestiegen. Der Bevölkerungszuwachs verteile sich ziemlich gleichmäßig auf die einzelnen Jahre. Biologisch betrachtet habe es der starke Bevölkerungszuwachs mit sich gebracht, daß Polen heute dem Altersdurchschnitt nach das „jüngste" Land Europas sei. Die Zahl der Personen unter 19 Jahren betrage 44,6 Prozent gegenüber 30,1 Prozent in Deutschland, 31 Prozent in Frankreich und 32,4 Prozent in England.

Neues Wahlgesetz in Griechenland.

Athen, 28. Dezember. Blättermeldungen zufolge wird ein neues Wahlgesetz noch im Laufe dieser Woche verkündet werden, nachdem es den Führern der einzelnen politischen Parteien mitgeteilt sein wird. Die griechische Presse erfährt über das neue Wahlgesetz folgende Einzelheiten: Die Zahl der Abgeordneten wird auf 300 festgesetzt. Das Land wird in 32 Wahlkreise aufgeteilt. Die Juden in Saloniki und die griechischen Muselmanen üben in Zukunft ihr Wahlrecht mit den übrigen Einwohnern gleichberechtigt aus. Das neue Wahlgesetz baut sich auf der Listenwahl auf, wobei der einzelne Wähler das Recht hat, den Namen eines Kandidaten auf der Liste mit einem Kreuz besonders zu kennzeichnen.

Um die Sicherung des Mittelmeeres.

Die Dardanellen sollen befestigt werden.

London, 28. Dezember. Es wird bestätigt, daß die Türkei, Griechenland und Jugoslawien auf die englische Anfrage, ob sie bereit seien, England zu Hilfe zu eilen, wenn es im Mittelmeer angegriffen werde, befriedigend geantwortet haben. Die Antwort Spaniens steht noch aus.

Die Türkei hat als Gegenleistung um die Erlaubnis nachgesucht, die Dardanellen befestigen zu dürfen. Hierüber sind Noten zwischen London und Ankare in den letzten Tagen ausgetauscht worden. Wie Reuter berichtet, nimmt man in Paris an, daß die britische Antwort auf dieses Ersuchen wahrscheinlich zustimmend sein werde. Auch Paris werde dann keinerlei Einwendungen gegen die türkischen Wünsche erheben.

Der „Star" berichtet, daß die [illegible] die Herstellung von „Verbindung militärischer Art" zwischen den Kollektivmächten schnelle Fortschritte machten. Sie sind aber noch nicht abgeschlossen. Insbesondere sind — neben den spanischen Vorbehalten — noch mit der Türkei einige Fragen zu regeln, die sich auf die an der südwestlichen Küste Kleinasiens gelegene italienische Zwölf-Insel-Gruppe beziehen. Der türkische Außenminister wird nächste Woche deshalb nach London reisen.

Luftflotte in der Türkei.

Die türkische Kammer stimmte dem außerordentlichen Luftfahrtetat zu, der die Bereitstellung von 21 Millionen türkische Pfund zum Zwecke der Ausrüstung der Luftwaffe

Oesterreich will nicht zahlen.

Washington, 28. Dezember. Das Staatsdepartement hat das Ersuchen der österreichischen Regierung abgelehnt, die Zahlung von 425 000 Dollar, die am 1. Januar auf die im Jahre 1920 gewährte Notanleihe in Höhe von 24 Millionen Dollar fällig ist, zu stunden. Eine derartige Stundung könne nur mit Genehmigung des Repräsentantenhauses erfolgen.

Zum Bruch Uruguays mit der Sowjetunion.

Was man dem Sowjetgesandten vorwirft.

Montevideo, 28. Dezember. Der Abbruch der Beziehungen zur Sowjetunion kam für die Oeffentlichkeit in Uruguay ziemlich überraschend. Nur in diplomatischen Kreisen scheint man seit der letzten Revolution in Brasilien mit einer derartigen Maßnahme der Regierung Uruguays gerechnet zu haben. Die Spannung wurde vor vier Tagen den eingeweihten Kreisen offenbar, als der uruguayische Außenminister den Mitgliedern des diplomatischen Korps ein Essen im Hotel Carasco gab. Der Sowjetgesandte Minkin hatte zwar ebenfalls eine Einladung erhalten, wurde aber vom Chef des Protokolls persönlich und mündlich dahin orientiert, daß es besser sei, die Einladung nicht anzunehmen.

In der sowjetfeindlichen Presse wurde schon seit langer Zeit eine scharfe Kampagne gegen den Sowjetgesandten Minkin geführt, indem sie behauptete, Uruguay sei das bolschewistische Aktionszentrum für Südamerika und von dort aus alle Aufstände geleitet würden.

Als vor einigen Wochen in Nordbrasilien der kommunistische Aufstand ausbrach, meldeten die Blätter, daß das die Arbeit der Aktionszentrale in Uruguay sei. Der brasilianische Gesandte in Montevideo wurde bei der uruguayischen Regierung vorstellig, worauf der Staatspräsident eine geheime Untersuchung anordnete. Dadurch soll der Sowjetgesandte schwer kompromittiert worden sein. Minkin soll Barschecks auf die Summe von 300 000 Goldpesos ausgestellt haben, wobei die Herkunft und die Empfänger des Geldes noch unbekannt sind. Die Untersuchung hat außerdem ergeben, daß zwischen den Kommunisten und einigen uruguayischen Parteigruppen, die in Opposition zur Regierung stehen, eine Vereinbarung zwecks Herstellung einer Einheitsfront zustande gekommen sei.

Kein Kirchenfriede im Hitler-Reiche.

Man tut so von seiten des nationalsozialistischen Regimes, als ob in der evangelischen Kirche in Deutschland nunmehr der Kirchenfriede geschlossen worden sei, und die hörige deutsche Auslandspresse, die anfänglich jegliche Kämpfe auf kirchlichem Gebiet ableugnete, später aber doch einiges darüber berichten mußte, schreibt jetzt gleichfalls über eine erfolgte „Befriedung" und die Lodzer „Freie Presse" ruft: „Endlich Kirchenfriede im deutschen Protestantismus", welchen Ausruf sie doch vorsichtshalber in Frageform kleidet, weil sie sich doch schon so oft gebrannt hat. Den „Kirchenfrieden" sieht man darin, daß „überparteiliche" Kirchenausschüsse vom nationalsozialistischen Kirchenminister Kerrl eingesetzt wurden, und in dem Vorgang, daß durch den Abfall einiger lutherischer Bischöfe die Bekenntniskirche nicht mehr ein „geschlossenes Gebilde" und die bisherige „oppositionelle Haltung gebrochen" ist.

Schon diese eigenartige Beurteilung der „Befriedungsaktion" besagt viel. In Wirklichkeit hat sich, wenn auch gewisse kirchliche Kreise es vorziehen, mit dem braunen Regime in Frieden zu leben und Kompromißpolitik, die das Neue Testament mit „Blut und Boden" versöhnen möchte, zu treiben, das Kampfgebiet nur verschoben; die Zentren des Widerstandes sind jetzt in Norddeutschland auf dem ganzen Gebiet der altpreußischen Union. Und sicher ist auch, daß der eigentliche Kern der Opposition fest geblieben ist und sich durch die Abwanderung von Mitläufern und fragwürdigen Bundesgenossen nicht beirren läßt.

Es ist keinesfalls der Kirchenfriede hergestellt. Der fortdauernde Konflikt zwischen der Staatskirche und der evangelischen Opposition gab sich vor der Weihnachtspause noch durch neue Zuckungen zu erkennen. 64 Pfarrer aus Dortmund und Umgebung haben in einem geharnischten Telegramm an Reichsminister Kerrl gegen die Verdächtigung der Kirche Protest erhoben.. Kerrl ersuchte dann den Superintendenten des Kirchensprengels um die Nennung sämtlicher Namen der Absender. Wie aus der Antwort des Superintendenten hervorgeht, ist das Telegramm von allen Pfarrern mit einer oder zwei Ausnahmen beschlossen worden; eine Aufzählung der Namen sei daher überflüssig. Man rechnet in Dortmund noch mit größeren Verwicklungen, da Kerrl mit der Absetzung der gegnerischen Pfarrer ohne jede Ausnahme gedroht haben soll.

Der evangelische Bischof von Schlesien, Dr. Zänker, gegen den seit zwei Wochen ein Disziplinarverfahren schwebt, ist jetzt von Kerrl abgesetzt worden. Vorausgegangen war ein seltener Wettkampf zwischen dem Bischof und den Berliner Regierungstheologen um das Recht zur Vornahme der theologischen Prüfungen. An einem Examenstage erschienen in Breslau sowohl der Präsident des preußischen Landeskirchenausschusses Eger als auch Bischof Zänker vor den Kandidaten und stritten sich um ihre Befugnisse. Man einigte sich schließlich darauf, jedem Kandidaten die Wahl zu überlassen. Bei dieser Abstimmung unter der theologischen Jugend entschieden sich mehr als zwei Drittel der Anwesenden für Bischof Zänker. Nach Berlin zurückgekehrt, nahm Eger seine Revanche, indem er die Absetzung seines Rivalen durch den Reichskirchenminister erreichte. Inzwischen erschienen Beamte der Geheimen Staatspolizei in der Wohnung Zänkers und setzten ihn in einen zweitägigen Hausarrest,

1500 Bibelforscher in Haft.

Die Aktion gegen die sogenannten Bibelforscher dauert im „Dritten Reich" an, obwohl es auf den ersten Blick verwunderlich erscheint, daß eine so harmlose Religionsgenossenschaft wie die vom Amerikaner Russell gegründeten „Ernsten Bibelforscher", oder wie sie sich jetzt nennen, „Zeugen Jehovas", dermaßen Gegenstand polizeilicher Maßnahmen sind. Sollen doch jetzt noch etwa 1500 dieser gottesfürchtigen Leute in Gefängnissen und Konzentrationslagern sitzen.

Die Ursache des Kampfes gegen die Bibelforscher liegt darin, daß die große Zahl ihrer Anhänger auf das Wort vereidigt sind: „Du sollst Gott mehr gehorchen als den Menschen". Infolgedessen lehnen sie es konsequent ab, den Hitler-Gruß anzuwenden. Man schätzt ihre Zahl so zwischen ein und zwei Millionen. Nach dem allgemeinen Verbot haben sie ihre Versammlungen aufgegeben, doch sollen sie in kleinstem Kreise ihre Andachten weiterhin abhalten.

Aus Welt und Leben.

Freitod eines chinesischen Generals.

Um den Widerstand gegen Japan zu entfachen.

Nanking, 28. Dezember. Der alte revolutionäre General Hsufanting, Stabschef der ersten Armee, verübte am Freitag abend Selbstmord, indem er sich am Sungtsen-Mausoleum in sein Schwert stürzte. In dem hinterlassenen Testament erklärte er. er opfere Blut und Herz dem Geiste Sungtsen, um die Führer Chinas aus Selbstsucht und Verrat zu führen. Sein Opfer sollte den sofortigen Widerstand gegen Japan entfachen.

Schweres Kraftwagenunglück.

2 Tote, 8 Verletzte.

Paris, 28. Dezember. In der Nähe von Versailles ereignete sich am Sonnabend nachmittag ein schwerer Kraftwagenunfall. Ein schwer beladener Lastkraftwagen fuhr infolge Steuerbruchs auf den Marktplatz des Ortes Magny-en-Vexin in mehrere Marktbuden, vor denen zahlreiche Kauflustige standen. Etwa ein Dutzend Menschen gerieten dabei unter die Räder des Wagens. Zwei von ihnen wurden auf der Stelle getötet und 8 mußten mit zum Teil schweren Verletzungen in ein Krankenhaus überführt werden.

Fliegerkatastrophe in Breslau: Drei Tote.

Beim Kurven über dem Platz verunglückte ein Verkehrsflugzeug im Flughaven Breslau. Die Insassen, Flugzeugführer Hannappel, Maschinistenjunker Pätzold sowie ein Herr Scholz aus Gleiwitz, kamen dabei ums Leben.

Amerikanisch toll.

Aus Chicago wird ernsthaft gemeldet: Ein gewisser Fremagne aus London, der sich in Chicago niedergelassen hat, ließ sich mit einem Betrage von 100 000 Dollar gegen das Risiko versichern, in Amerika seinen guten englischen Akzent zu verlieren.

Russische Filmstadt nach dem Muster Hollywoods?

Wie auf der nationalen Konferenz der Filmproduzentender SSSR erklärt wurde, soll an der Küste des Schwarzn Meeres nach dem Muster Hollywoods eine Filmstadt gebaut werden, in welcher die gesamte russische Filmproduktion vereinigt werden soll. Den Schätzungen zufolge sollen bereits im ersten Jahr rund 250 Filme erzeugt werden.

Wirb neue Leser für dein Blatt!

Bielitz-Biala u. Umgebung.

Großer Einbruch in die Villa Weinschenk. Unbekannte Täter drangen nachts in die Villa Weinschenk im Zigeunerwald ein. Durch Einschlagen einer Fensterscheibe gelangten sie in das Innere, hoben hier noch eine Tür aus, durchwühlten dann Schränke und Schubladen und stahlen Silbergegenstände, Eßbestecke und andere wertvolle Sachen im Gesamtwerte von 5000 Zloty. Vorläufig fehlt von den Tätern jede Spur.

Zwei Taschendiebe festgenommen. Zwei Taschendiebe verübten am Dziedzicer Bahnhof einen Diebstahl zum Schaden des Advokaten A. Fuchs aus Rowne. Als Täter nahm jetzt die Dziedzicer Polizei den 29 Jahre alten Elizer Hoffmann und den 34 Jahre alten Siegmund Funkenstein, beide aus Lemberg, fest. Die beiden wurden in das Bielitzer Gerichtsgefängnis eingeliefert,

Sie arbeiteten auch am Feiertag. Am 25. Dezember gelangten unbekannte Täter mittels Nachschlüssel in die Wohnung des Bielitzer Kaufmanns Siegmund Moses in der Kosciuszkistraße und stahlen Schmucksachen im Werte von 500 Zloty.

Zu dem rätselhaften Tod des Ehepaares Pawelek. In einer unserer letzten Ausgaben berichteten wir über den tragischen Fall, der sich in Biala in der Batorego-Straße ereignet hatte. Beim Eintreffen der Rettungsgesellschaft fand man den 27 Jahre alten Ehemann bereits tot vor, während seine Frau, die im Alter von 25 Jahren stand, noch schwache Lebenszeichen von sich gab. Sie wurde sofort in das Bielitzer Spital überführt, wo festgestellt wurde, daß die Frau eine ätzende Flüssigkeit zu sich genommen hatte, wodurch sie starke innere Verbrennungen erlitt. Alle Mühe der Aerzte, die Frau zu retten, waren vergebens. Montag starb die Frau ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben. Es wird in diesem Fall wahrscheinlich ein Geheimnis bleiben, warum diese jungen Leute aus dem Leben schieden. Die Leiche des Mannes wurde einer Obduktion unterzogen, wobei die gleiche Todesursache (Vergiftung), wie bei der Frau, festgestellt wurde. Die jungen Leute waren erst drei Monate verheiratet und hatten im besten Einvernehmen gelebt. Der Mann war allerdings seit letzter Zeit arbeitslos. Gefunden wurde lediglich ein Fläschchen, welches Tropfen enthielt, doch soll es sich hier um ein Medikament handeln.

Weihnachtsfeier der Arbeiter-Kinderfreunde.

Wie alljährlich so veranstalteten auch dieses Jahr die Arbeiterkinderfreunde eine Weihnachtsfeier, welche letzten Sonntag im Arbeiterheim stattfand. Durch die Opferwilligkeit vieler Spender, durch die Mitarbeit vieler Genossen ist es ermöglicht worden, die bedürftigsten Kinder mit warmen Wintersachen zu beschenken. Ein schönes dem Sinn des Festes angepaßtes Programm, wurde den Zuhörern geboten. Die Turnerkapelle, welche das Fest mit einem flotten Marsch eröffnete, brachte auch mehrere Konzertstücke zum Vortrag, welche sehr beifällig aufgenommen wurden. Nachdem die Kinder mit ihrem Zupforchester die Internationale spielten, welche von allen Anwesenden stehend angehört wurde, hielt Genosse Kowoll die Festrede Er überbrachte zunächst die Grüße des Obmannes Follmer, welcher infolge Krankheit verhindert ist, am Feste teilzunehmen. In seinen trefflichen Ausführungen schilderte Gen. Kowoll wie in der heutigen Zeit überall von Frieden gesprochen wird und in Abessinien die Kanonen donnern, Bomben auf friedliche Menschen geschleudert werden und alles das, um angeblich den Abessiniern Zivilisation zu bringen. Frieden kann nur der Sozialismus bringen. Kein Wunderwerk wird uns von unserem Schicksal entbinden. Nur der Sozialismus hat das Ideal der Freiheit auf seine Fahne geschrieben, und ist bestrebt, dieses Ziel zu verwirklichen. Wenn wir aber Freiheit besitzen wollen, dann müssen wir sie erwerben. Starker Beifall folgte diesen Ausführungen.

Die Kinder sangen ein zeitgemäßes Arbeiterlied und das Zupforchester brachte sehr schöne Konzertsachen zum Vortrag; dafür erhielten sie herzlichen Beifall. Eine Mädchengruppe tanzte einen Reigen, welcher sehr gut gefiel. Mit einem Weihnachtsspiel wurde das Festprogramm abgeschlossen.

Allen, die mitgeholfen haben, den Kleinen eine Freude zu bereiten, gebührt der beste Dank. Es wird erwartet, daß auch viele beherzte Genossen und Genossinnen sich finden, um den Arbeiterkindern eine kleine Freude zu bereiten.

Oberkurzwald. Voranzeige. Der Verein jugendlicher Arbeiter in Oberkurzwald veranstaltet am Sonntag, dem 5. Januar, im Gemeindegasthaus sein fünfjähriges Gründungsfest. Es wirken mit die Alexanderfelder und Kamitzer Jugendlichen. Der Beginn ist auf 3.30 Uhr nachmittags festgesetzt. Alle Genossen und Sympathiker werden eingeladen, durch zahlreichen Besuch die Jugendlichen in ihrer Arbeit zu unterstützen.

Theaterspielplan.

Am Silvesterabend, Dienstag, den 31. Dezember, 7.30 Uhr abends, außer Abonnement die Premiere der großen Schlager-Jazz-Operette „Katz im Sack"

Am Neujahrstag, nachmittags 3.30 Uhr, nochmalige Wiederholung des Kindermärchens „Die Zauberkutsche" oder „Vier Kinder reisen um die Welt".

Am Neujahrstag abends 8 Uhr im Abonnement Serie blau der Operettenschlager „Die Blume von Hawaii".

Verein Sterbekassa in Bielsko.

Wir geben unseren Mitgliedern bekannt, daß das Mitglied Nr. 745, Frau Olga Marklowska aus Bielitz, am 20. Dezember im 44. Lebensjahre verstorben ist. Ehre ihrem Andenken.

Die 262. Sterbemarke ist zu bezahlen. Wir ersuchen unsere Mitglieder höflichst, die fälligen Sterbebeiträge ehestens einzahlen zu wollen, damit uns bei Auszahlung weiterer Sterbeunterstützungen unnötige Schwierigkeiten erspart werden. Auch machen wir darauf aufmerksam, daß der Jahresbeitrag für das Jahr 1935 zu bezahlen ist.

Der Vorstand.

Letzte Sportnachricht.

Die polnischen Eishockeyspieler verspielen gegen die Schweden.

Am gestrigen letzten Tage des internationalen Eishockeyturniers in Berlin verlor die polnische Repräsentation gegenüber der schwedischen Mannschaft Göta im Verhältnis von 3:2.



Schmerzerfüllt teilen wir allen Verwandten, Freunden und Bekannten mit, daß am Sonnabend, dem 28. Dezember 1935, mein innigstgeliebter Gatte, mein lieber Vater, Schwiegersohn, Bruder, Schwager, Onkel und Kusin

Gustav Reiser

Schneidermeister

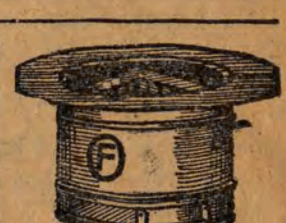
im Alter von 61 Jahren, unerwartet, nach kurzem Krankenlager verschieden ist.

Die Beerdigung unseres teuren Entschlafenen findet Dienstag, den 31. Dezember um 2 Uhr nachm., von der Leichenhalle des alten evang. Friedhofes aus, statt.

Die tieftrauernden Hinterbliebenen.



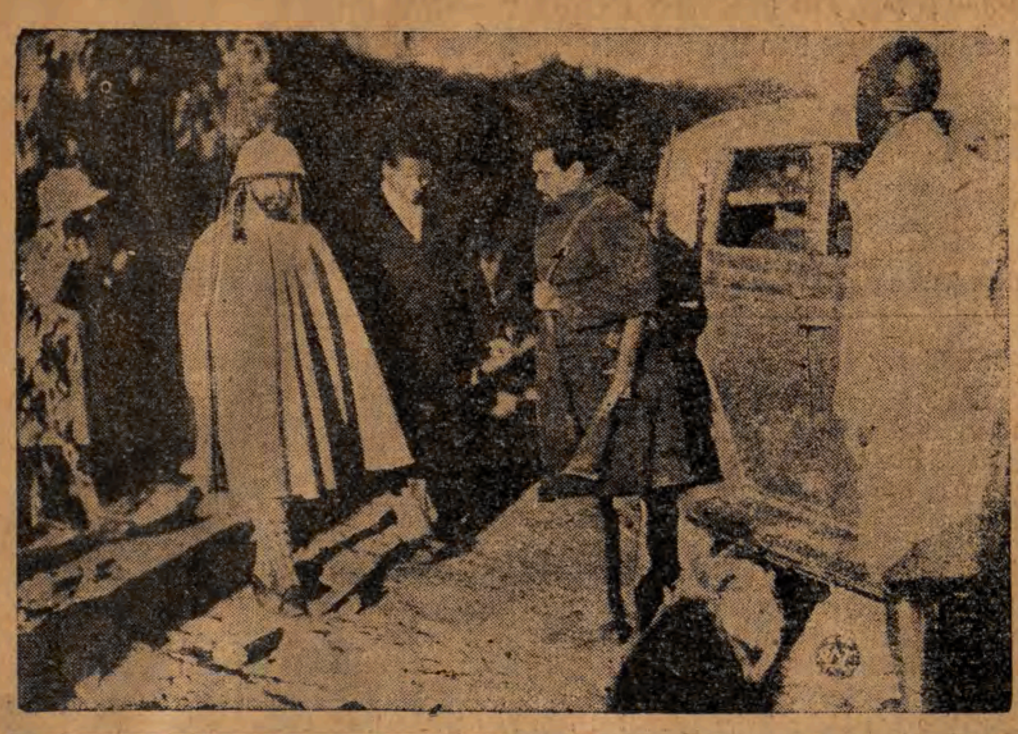




Die „Lodzer Volkszeitung" erscheint täglich.
Abonnementspreis: monatlich mit Zustellung ins Haus und durch die Post Zloty 3.—, wöchentlich Zloty —.75; Ausland: monatlich Zloty 6.— jährlich Zloty 72.—.
Einzelnummer 10 Groschen Sonntags 25 Groschen.

Anzeigenpreise: Die siebengespaltene Millimeterzeile 15 Gr., im Text die dreigespaltene Millimeterzeile 60 Groschen. Stellengesuche 50 Prozent, Stellenangebote 25 Prozent Rabatt. Ankündigungen im Text für die Druckzeile 1.— Zloty. Für das Ausland 100 Prozent Zuschlag. —

Verlagsgesellschaft „Volkspresse" m.b.H.
Verantwortlich für den Verlag: Otto Abel.
Hauptschriftleiter: Dipl.-Ing. Emil Zerbe.
Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt: Otto Heike
Druck: «Prasa» Lodz, Petrikauer 101



(Links):

HaileSelassiea derFront Unser Bild zeigt den abessinischen Kaiser in Dessie, wo er, wie bekannt, während des Bombardements der Stadt zugegen war

(Rechts):

Italienische Kulturarbeit Waffen für Kinder. Auch in Tripolis haben die Italiener die arabische Jugend in faschistische Verbände zusammengeschlossen, an welche nunmehr anläßlich des 13. Jahrestages des Marsches auf Rom Waffen verteilt wurden.



Wieder ein Menschenschmuggelprozeß in Lodz.

Eine Schmugglerorganisation für Palästina mit eigenem Schiff.

Seinerzeit erregte die Affäre des Lodzers Moses Chanowicz, der eine Organisation für den Schmuggel von Menschen nach Palästina ins Leben gerufen hatte, großes Aufsehen, um so mehr, als die ganze Aktion auf ziemlich großzügige Weise nach dem Muster des Menschenschmuggels an der amerikanischen Küste, wo Personen ohne Einreisegenehmigung ans Land geschmuggelt werden, aufgebaut wurde. Allerdings ging es dem Chanowicz hierbei weniger darum, die betreffenden Personen tatsächlich nach Palästina zu bringen, als ihnen nur auf betrügerische Weise das Geld abzuknöpfen und sie dann ihrem Schicksal zu überlassen.

Seinen Plan führte Chanowicz gemeinsam mit den beiden Lodzern Abram Lubinski und Josef Nirenberg sowie dem aus Warschau stammenden Jakob Herszkorn aus. Er erwarb in Adlershorst — Orlowo — bei Gdingen einen alten Fischdampfer, ließ denselben einigermaßen herrichten und machte dann in jüdischen Kreisen bekannt, daß er in großem Maßstabe Personen, die keine entsprechende Einreisegenehmigung besitzen, nach Palästina schmuggeln werde. Er trat zu diesem Zweck mit der Organisation der Zionisten-Revisionisten in Lodz und Warschau in Verbindung und warb unter deren Mitglieder Leute mit großer Palästinasehnsucht, wobei allerdings mit dem Besitz eines eigenen Schiffes viel Reklame gemacht wurde. Tatsächlich handelte es sich hierbei um einen alten Kasten, der für eine längere Seereise absolut nicht geeignet war. Dennoch fand sich ein gewisser Jan Szrajber, der als „Kapitän" des Schiffes angeworben wurde, wobei man ihn ebenfalls in die Schmugglerorganisation hereinzog. Inzwischen hatte man bereits gegen 150 Personen angeworben, die nach Palästina geschmuggelt werden sollten. Die betreffenden Personen wurden nach Adlershorst gebracht, wo sie insgeheim eingeschifft wurden und das Schiff — „Wanda" genannt" — stach in See. Das kleine Schiff hatte aber für die 150 Personen viel zu wenig Raum, sodaß diese unter ganz fürchterlichen Verhältnissen auf dem Schiff untergebracht wurden. Kapitän Szrajber hatte aber gar nicht die Absicht, die „Wanda" nach Palästina zu leiten, wie er sich überhaupt mit Rücksicht auf die schwere Belastung des Schiffes nicht weit in die See hinauswagte. Das Schiff steuerte daher drei Tage und drei Nächte hindurch in der Ostsee umher, was selbstverständlich den Seebehörden nicht entging. Als nun die „Wanda" im dritten Tage wieder in die Nähe der polnischen Küste kam, wurde es von den polnischen Küstenwachschiffen gezwungen, ans Ufer zu fahren und vor Anker zu gehen. So endete die große Palästinasehnsucht der 150 Zionisten-Revisionisten aus Lodz, die nun in Gruppen nach Lodz zurücktransportiert wurden, während die Betrüger Chanowicz, Szrajber, Herszkorn, Lubinski und Nirenberg verhaftet wurden. Im Verlaufe der Untersuchung stellte es sich heraus, daß Chanowicz auch mit dem bekannten Führer der Zionisten-Revisionisten Meier Stawski in Verbindung stand, der seinerzeit in Palästina unter der Anklage stand, den Zionistenführer Dr. Arlosoroff ermordet zu haben. Stawski wurde in erster Instanz hierfür zum Tode verurteilt, später aber freigesprochen und von den englischen Behörden des Landes verwiesen. Hierauf kehrte er nach Polen zurück und führte hier seine Tätigkeit fort.

Da es sich herausstellte, daß die ganze Betrügeraktion sich zum größten Teil in Lodz abspielte, wurde die Angelegenheit nach Abschluß der Untersuchung den Lodzer Gerichtsbehörden überwiesen. Alle Genannten wurden wegen Teilnahme an dem Menschenschmuggel unter Anklage gestellt, doch ist Jakob Herszkorn inzwischen gestorben, so daß das Verfahren gegen ihn eingestellt werden mußte. Der Prozeß wird schon in der nächsten Zeit vor dem Lodzer Bezirksgericht stattfinden.

Lodzer Tageschronik.

Die Hausbesitzer gegen den Schiedsspruch

Bekanntlich hat die in Sachen des Konflikts zwischen den Hausbesitzern und den Wärtern eingesetzte Schiedskommission sich zum überwiegenden Teil auf den Standpunkt der Wärter gestellt, die bisherigen Löhne bestätigt und den Hauswärtern außerdem Urlaub und eine dreibezw. sechsmonatige Kündigungsfrist zugesprochen. Der Wortlaut des getroffenen Schiedsspruches wird den Seiten am 30. Dezember übersandt werden. Die Hausbesitzervereine haben aber schon eine Beratung abgehalten und beschlossen, diesen Schiedsspruch nicht anzunehmen und dagegen beim Obersten Verwaltungstribunal klagbar zu werden. Die Niederlegung der Klage hält aber die Inkrafttretung des Schiedsspruches nicht auf.

Von einem Autobus überfahren.

In der Limanowskistraße wurde der 58jährige Ajzyk Rozmaryn aus Alexandrow von einem Autobus überfahren, wobei ihm das rechte Bein gebrochen wurde. Der Verunglückte wurde von der Rettungsbereitschaft einem Krankenhause zugeführt.

Rache eines abgewiesenen Freiers.

In der Srodmiejskastraße wurde die 28jährige Chadesa Minska, wohnhaft Polnocna 9, von einem Manne mit Salzsäure begossen, wobei sie schwere Verbrennungen an den Händen und Füßen erlitt. Vorübergehende nahmen die Verfolgung des Täters auf, der schließlich auch festgenommen werden konnte. Es war dies ein junger Mann, der sich in die Minska verliebt hatte, von dieser aber abgewiesen wurde.

Ausgesetztes Kind.

Im Torwege des Hauses Zawadzka 9 wurde ein neugeborenes Kind männlichen Geschlechts ausgesetzt. Das Kind wurde ins Findelheim eingeliefert, nach der Mutter wird gefahndet.

Ein Kind irrt durch die Nacht

(6. Fortsetzung)

Hanne wußte noch ganz genau, wie sie damals in ihrer wahnsinnigen Angst — sie bildete sich ein, der Vater wollte die Mutter totschlagen — ins Freie rannte, zu dem Nachbar lief und dieser nach der Polizei rief.

Als der Schupo kam, sah sie erst, was sie angerichtet hatte. Nun bekam Hanne vom Vater eine schallende Ohrfeige, dann wurde der Schupo hinausgeworfen. Mit unflätigen Worten beschimpfte ihn der Vater noch, als er schon weitergegangen war.

Drei Tage darauf wurden sie alle vernommen; auch sie selbst mußte auf die Polizei.

Immer wieder plapperte sie sich die Worte vor, die man ihr zu Hause eingetrichtert hatte:

„Ich verweigere die Aussage über meinen Vater! Ich verweigere die Aussage über meinen Vater!"

Aber es half nichts! Vater bekam drei Tage Haft wegen Beamtenbeleidigung.

Nun kamen böse Tage für sie und die Mutter.

Von da an schwieg Frau Urban, nahm nur vorher den größten Verdienst aus der Ledertasche und versteckte ihn an einem anderen Platz.

An alles das mußte Hanne jetzt denken; dann aber verlangte die Natur ihr Recht. Sie hörte es noch in der Küche zwölf Uhr schlagen — der Klang war, wie alles in diesem Hause, verbraucht, krank und wurmstichig —, darauf schlief sie ein.

Hanne schreckte auf, blinzelte mit den Augen — ein greller Lichtschimmer traf sie. Schwester Mia trat in die Stube. Sie war nicht so leise und rücksichtsvoll wie Hanne. Die brennende Lampe stellte sie auf den einzigen Tisch, der mitten in dem Zimmer stand; dann warf sie die Jacke ab, danach den Hut, dem folgten wieder Kleid und Schuhe, und mit den Strümpfen und Unterzeug bekleidet, kroch sie frierend in das Bett von Hanne.

„Rücke mehr zur Wand — ich bin ja ganz erstarrt; es ist ja verflucht kalt draußen!"

Nachdem sie sich erwärmt hatte, streifte sie unter der Bettdecke die Strümpfe ab; dann nahm sie den warmen Körper der kleineren Schwester fest in ihre nackten Arme, um sich von neuem an dieser zu erwärmen.

„Autsch! Du ziehst mich an den Haaren!"

„Macht nichts! Die Hauptsache ist, ich werde wieder warm!"

„Kommst so spät!? Wenn das Vater erfährt, dann —"

„Ach, der! — Ich will dir mal was sagen: ich mache den Zimt hier nicht mehr mit! Als wir noch in der Sedanstraße wohnten, ging es noch. Aber hier —?! — Du, ich habe Aussicht, ein Engagement nach Berlin zu bekommen. Da werden jetzt große Ausstattungsstücke gegeben; die Meisterin will sich selbst darum bemühen, daß ich angenommen werde. Du weißt ja, daß sie die einzige ist, die ganz durch Zufall herausbekommen hat, wie es bei uns hier zu Hause zugeht."

Aber Hanne hörte gar nicht mehr, was sie erzählte.

Ihr kleines schwarzes Köpfen war dicht und fest an die Brust der Schwester gelehnt; die Augen hatten sich geschlossen — sie war wieder eingeschlafen —.

Es mochte wohl so gegen fünf Uhr morgens sein, als die Tür zur Schlafstube leise und behutsam geöffnet wurde und Frau Urban den Kopf hereinsteckte. Dann tastete sie sich bis zum Mitteltisch, denn es war im Zimmer noch ganz dunkel, suchte nach Streichhölzern und zündete die Lampe an, hielt aber den Schein des Lichts mit ihrer flachen Hand verdeckt, damit die Kinder nicht aufwachten.

Nun fiel das volle Licht auf sie selbst, auf den seltsam müden, gequälten Ausdruck ihres Gesichts, der sie viel älter erscheinen ließ, als sie war. Man merkte, daß ein schweres Leben diesem Gesicht bereits seine Spuren aufgedrückt hatte.

Die Kindheit und erste Jugend waren freudlos an ihr vorübergegangen — ihr Mann, durch die Sorgen zermürbt, ergab sich dem Trunk — und auf ihren Schultern lag allein die Versorgung der sechs Kinder.

Vorsichtig trat sie an das Bett der Zwillinge, zog ihnen die Decke, die sie sich heruntergestrampelt hatten, wieder hoch, beugte sich über sie und küßte liebkosend ihre weichen Gesichter. Dann schaute sie nach dem Bett der Aelteren. Auch Mia lag mit entblößtem Oberkörper da, aber Hanne hatte wie schützend ihre Aermchen um ihn gelegt, und ihr Kopf deckte die nackte Brust der Schwester, die im Traum zu lächeln schien.

Auch hier warf Mutter Urban das Federbett über die Schlafenden, dann öffnete sie leise die Tür zur Küche.

Da hatte Karl schon in dem Herd Feuer angemacht; das Wasser brodelte im Kessel.

Die Mutter schnitt ihm das Brot in kleine Stücke, die er dann mit dem Messer in den Mund schob. Sie selbst trank hastig etwas von der heißen Brühe, schluckte einige Bissen hinunter, dann kam Franz aus dem Stall zurück und setzte sich an den Tisch, um zu frühstücken.

Ohne ein Wort zu sprechen, spielte sich dieser Vorgang jeden Morgen ab.

Während die Brüder der Mutter halfen, den Wagen auf die Straße zu schieben, den Franz, genau so bepackt wie am Abend vorher, geholt hatte, gab die Mutter Karl Ratschläge, was er kochen sollte. — Dann spannte sich Franz wieder vor die Deichsel der kleinen Karre, und stumm trotteten die beiden auf den Frühmarkt, der eine Stunde entfernt lag

Fortsetzung folgt

Opfer der Wirtschaftskrise.

Zwei Selbstmorde, ein Selbstmordversuch.

Der einst begüterte Kaufmann Alexander Schmidt aus Andrzejow hatte in der letzten Zeit unter der allgemeinen Wirtschaftskrise schwer zu leiden, welcher Zustand sich auf seine Nerven sehr nachteilig auswirkte. Da er aus der gegenwärtigen Lage keinen Ausweg sah, verfiel er auf Selbstmordgedanken, welche Absicht er nun auch ausführte. Als er sich allein zu Hause befand, schoß er sich eine Kugel in die rechte Schläfe. Nachbarn, die durch den Schuß alarmiert wurden, fanden den Lebensmüden am Boden liegen, während ihm aus der Schläfe Blut sickerte. Noch bevor die herbeigerufene Rettungsbereitschaft eintraf, gab Schmidt seinen Geist auf. Der Tote war 51 Jahre alt.

Ein zweiter Selbstmord wurde in Tomaschow notiert, wo sich der Majowa 36 wohnhafte Ignacy Drozdz erhängte. Drozdz war seit langer Zeit arbeitslos. Um sich einen Erwerb zu beschaffen, lieh er sich etwas Geld und kaufte dafür Kühe, doch konnte er jetzt die Schulden nicht bezahlen. Da aber die Gläubiger immer energischer die Rückzahlung der Schuld forderten und nunmehr die Kühe versteigern ließen, glaubte er keinen anderen Ausweg mehr zu haben und erhängte sich in seiner Wohnung.

Während in den beiden oben angeführten Fällen die allgemeine wirtschaftliche Not die Lebenskraft der Menschen zermürbt hatte, waren es im dritten Falle Familienstreitigkeiten, die einem jungen Manne, und zwar dem 25jährigen Boleslaw Bartczak, wohnhaft in Lodz, Rajtera 28, Hand an sich legen ließen. Und zwar stach sich Bartczak ein großes Küchenmesser zweimal in den Bauch. Er wurde von der Rettungsbereitschaft in sehr schwerem Zustande ins Krankenhaus geschafft.

Auch ein Zeichen der Wirtschaftskrise.

Bis zum gestrigen Tage waren in der Lodzer Stadtstarostei für die bevorstehende Silvesterfeier 16 Vergnügungen, darunter 3 größere angemeldet worden. Es ist dies im Vergleich zu früheren Jahren eine sehr kleine Zahl, so daß der Silvesterabend in Lodz in diesem Jahre im allgemeinen einen verhältnismäßigen stillen Verlauf zu nehmen verspricht.

Kontrolle der Waagen.

Alle Laden- und Geschäftsbesitzer sind verpflichtet, ihre Waagen, sofern sie bis zum Jahre 1933 vom Aichamt gestempelt wurden, aufs neue stempeln zu lassen. Beginnend vom 2. Januar 1936 wird eine Kontrolle der Waagen in den Geschäften beginnen, wobei gegen Geschäftsbesitzer, die dieser Bestimmung nicht nachgekommen sind, zur Verantwortung gezogen werden.

Diebesfrechheit.

Gestern abend gegen 7 Uhr schlich sich ein Dieb in den für einen Augenblick allein gelassenen Fleischladen von R. Schäfer in Chojny, Rzgowska 151, unbemerkt ein und stahl aus der Ladenkasse etwa 30 Zloty. Wie üblich, saß die Ladenbesitzerin in der Küche an der Tür, von wo aus der Laden übersehen werden kann, bemerkte aber den Dieb nicht. Der Dieb muß wohl mit den hier herrschenden Verhältnissen gut vertraut gewesen sein, denn er kroch auf dem Bauch in den Laden, so daß er von der Besitzerin nicht bemerkt werden konnte. Als eine Kundin in den Laden kam, sah sie noch den Mann zur Tür hinauskriechen, ohne allerdings im ersten Augenblick zu ahnen, einen Dieb vor sich zu haben.

Der heutige Nachtdienst in den Apotheken.

M. Kacperkiewicz' Erben, Zgierska 54; J. Sitkiewicz Kopernika 26; J. Zundelewicz, Petrikauer 25; S. Bojarski und W. Schatz, Przejazd 19; M. Lipiec, Petrikauer 193; A. Rychter und B. Loboda, 11-go Listopada 86.

Das Rätsel des Scheiblerschen Teiches.

Eine schwere Aufgabe für die Lodzer Polizei.

Die Auffindung des menschlichen Rumpfes im Teiche auf dem Gelände der Industriewerke von Scheibler und Grohmann in der Przendzalnianastraße hat die Lodzer Polizei vor ein großes Rätsel gestellt. Der Ort des schrecklichen Fundes war gestern das Ziel vieler Neugieriger, die den Fall lebhaft besprachen.

Das Bestreben der Polizei war, den Kopf, die Arme und Beine des Ermordeten aufzufinden, was jedoch bisher trotz eifrigen Suchens nicht gelang. Außer der gesamten Untersuchungspolizei wurden auch alle Polizeikommissariate eingesetzt. Im Laufe des gestrigen Tages erschienen auf die Aufforderung der Polizei hin verschiedene Personen, die Mitteilungen über das Verschwinden von älteren Leuten machten, während aber der aufgefundene Rumpf derjenige eines jungen Mannes im Alter von etwa 19 bis 25 Jahren ist. Im Untersuchungsamt befinden sich außerdem die Reste der Kleidung des Toten, die dort besichtigt werden können. Die furchtbare Tat dürfte erst vor wenigen Tagen verübt worden sein, da der vorgefundene Körperteil noch verhältnismäßig frisch ist.

Die Polizei hat bisher 4 Personen verhaftet, die im Verdacht stehen, mit der Tat in Verbindung zu stehen.

Deutsche Sozialistische Arbeitspartei Polens - Bezirk Mittelpolen

Sonntag, den 19. Januar, nachmittags 2.30 Uhr findet im Saale des Männergesangvereins „Eintracht", Lodz, Senatorska 26,

eine feierliche Akademie aus Anlaß des XIV. Jahrestages der Gründung der Bezirkspartei

mit Anteilnahme der Parteichöre und Orchester statt.

Nach der Feier gesellschaftliches Verweilen bei Spiel und Tanz.

Einlaß nur gegen Einladungskarten, die bei den Vertrauensmännern der Partei und der Deutschen Abteilung der Gewerkschaft zu erhalten sind.

Der Bezirksvorstand.

Heute Kinderfest in Chojny.

Wie berichtet, findet heute nachmittag um 3 Uhr im Saale des Turnvereins Dombrowa, Tuszynska 17, das traditionelle Weihnachtsfest für die Kinder der deutschen Werktätigen in Chojny, das alljährlich von der dortigen Ortsgruppe der DSAP veranstaltet wird, statt. Das Fest ist diesmal besonders für die deutschen Schulkinder in Chojny gedacht, die ihr Können durch Aufsagen von Gedichten unter Beweis stellen sollen. Die Kinder werden am gemeinsamen Tisch mit Kaffee und Kuchen bewirtet werden und außerdem wird Knecht Ruprecht jedem Kinde eine schöne Tüte mit Leckerbissen bringen. Auch die Eltern und Angehörigen der Kinder sind zu dieser Feier eingeladen, indem auch für sie für Zerstreuung gesorgt ist. Zutritt haben alle Kinder, die sich in Begleitung erwachsener Personen befinden, wobei die Kinder freien Eintritt haben, während von den Erwachsenen eine Eintrittsgebühr in Höhe von 50 Groschen zur Deckung der Saalmiete erhoben wird.

Der blutige Banditenüberfall in Pabianice

Die weiteren Nachforschungen der Polizei.

Die Untersuchung in Sachen des blutigen Ueberfalles am zweiten Weihnachtsfeiertag in Pabianice, bei welchem der 25jährige Wiktor Ratajczyk von Banditen erschossen wurde, wird von der Polizei im beschleunigten Verfahren geführt. Wie uns mitgeteilt wird, sind von den im Zusammenhang mit dem Ueberfall festgenommenen verdächtigen Personen 15 wieder auf freien Fuß gesetzt worden, während gegen die übrigen die Untersuchung fortgeführt wird.

Die Untersuchung der Leiche des ermordeten Ratajczyk hat ergeben, daß sein Körper durch 14 Kugeln durchbohrt wurde. Der Tod trat infolge einiger Kopfschüsse ein. Die näheren Einzelheiten der Untersuchung werden streng geheim gehalten, doch wird versichert, daß mit der Festnahme der Banditen in nächster Zeit zu rechnen ist.

Mord auf einem Dorffest.

Im Dorfe Goscimowice, Gemeinde Podolin, Kreis Petrikau, kam es während eines Tanzvergnügens zu einer schweren Bluttat. Während des Tanzes gerieten der 20jährige Jan Jakusik und der 34jährige Marjan Kaleta in einen Streit um eine Tänzerin. Die beiden gingen auf den Hof hinaus, um dort ihren Streit auszutragen. Plötzlich hörten die Festteilnehmer einen furchtbaren Schrei und als jemand hinauseilte, fand man den Jakusik mit durchschnittener Kehle und einer tiefen Stichwunde in der Herzgegend bewußtlos vor. Ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben, starb Jakusik wenige Minuten später. Kaleta wurde festgenommen und der Polizei übergeben.

Der Geliebten den Bauch aufgeschlitzt.

Eine furchtbare Bluttat wurde im Dorfe Przedmiescie, Gemeinde Praszka, Kreis Wielun, verübt. Hier stach der Josef Reszke seiner Geliebten, der 20 Jahre alten Pelagja Zoltaszek, aus Eifersucht ein großes Messer in die Brust und schlitzte ihr dann mit einem tiefen Stich nach unten den Bauch auf. Die Verletzte wurde im Zustande der Agonie ins Krankenhaus geschafft. Reszke wurde verhaftet.

Ein Gemeindeältester von Wilddieben überfallen.

Als der Gemeindevorsteher von Dzietrzkowice im Kreise Wielun, Josef Ulas, mit der Flinte durch das von ihm gepachtete Jagdgebiet schritt, stieß er auf drei Männer die gerade bei der Aushebung einer Fuchsgrube beschäftigt waren, wobei sie sich eines Hundes bedienten. Beim Anblick des Ulas flüchteten die Männer, wobei jedoch der Hund an der Fuchsgrube zurückblieb. Ulas erschoß nun den Hund und setzte seinen Weg fort. Im Walde fielen die drei Männer über Ulas her, indem sie ihn mit Spaten und Stöcken niederschlugen, ihm die Jagdflinte raubten und dann flüchteten. Ulas wurde später von Vorübergehenden bewußtlos aufgefunden und ins Krankenhaus geschafft. Die eingeleitete Untersuchung ergab, daß die Tat von den Brüdern Antoni und Franciszek Jdasiak und dem Franciszek Szaniec aus dem Dorfe Klasek verübt wurde. Alle drei konnten verhaftet werden.

Bei der Entenjagd in einem Eisloch ertrunken.

Im Dorfe Brzezie, Gemeinde Boguszyce, Kreis Nieszawa, wollte der 24jährige Michal Janicki auf dem zugeronnenen Lubbotyner See Wildenten jagen. Dabei stürzte er jedoch in ein aufgehacktes Eisloch und ertrank.

Ein jugendlicher Defraudant.

In der Firma Gampe und Albrecht war der 22jährige Arno Matzke als Bürogehilfe angestellt. Am 3. Oktober d. J. hatte er den Auftrag, von der Kassiererin der Fabrik eine Summe von 2328 Zloty abzuheben, welches Geld für die Lohnzahlung an die Arbeiter der Appretur bestimmt war. Matzke erhielt das Geld auf Grund einer diesbezüglichen Anweisung auch ausgezahlt, verschwand aber damit. Er fuhr nach Posen, Gdingen, Warschau und anderen Städten Polens, wo er ein lustiges Leben führte. Die Unterschlagung wurde der Polizei gemeldet, die nach dem Flüchtigen Steckbriefe aussandte. Am 27. Oktober kam nun Matzke nach Lodz, um sich im Militärbüro registrieren zu lassen. Hier wurde er jedoch auf Grund des Steckbriefes erkannt und festgenommen. Der jugendliche Defraudant hatte sich nun vor dem Lodzer Bezirksgericht zu verantworten, das ihn zu 18 Monaten Gefängnis verurteilte.

Eine Frau von drei Unholden überfallen.

Gestern nacht wurde in der Przendzalnianastraße die allein nach Hause gehende 31jährige Marja Janicka, wohnhaft Przendzalniana 83, von drei Männern überfallen. Die Strolche schlugen mit Stöcken auf die wehrlose Frau ein und brachten ihr ernstliche Verletzungen am Kopfe bei, worauf sie die Verletzte zurückließen und flüchteten. Der Ueberfallenen erteilte die Rettungsbereitschaft Hilfe. Die Täter sind entkommen.

Geschäftliches.

Preisherabsetzung im Konsum bei der Widzewer Manufaktur.

Die bedeutendsten Wirtschaftler der Gegenwart weisen darauf hin, daß eine der ersten Bedingungen zur Behebung der Krise die Hebung des Verbrauchs der breiten Schichten der Bevölkerung ist. Auch die Direktion des Konsums bei der Widzewer Manufaktur, Rokicinska 54, Zufahrt mit den Straßenbahnen 10 und 6, hat dies erkannt und ist ständig bestrebt, die Preise so weit wie nur möglich herabzusetzen, um ihre Waren auch den breitesten Schichten der Bevölkerung zugänglich zu machen. Wäsche, Herren-, Damen- und Kinderkleidung, Galanteriewaren, Seiden- und Wollstoffe, Lebensmittel usw., alles verkauft der Konsum zu außerordentlich niedrigen Preisen. Der Konsum empfiehlt auch die bekannten Waren der Widzewer Manufaktur sowie Reste und Sekundawaren zu Fabrikpreisen. Dabei ist der Konsum bemüht, die Kundschaft jederzeit zufriedenzustellen.

Von der Philharmonie.

Am zweiten Weihnachtsfeiertage gastierte in Lodz die amerikanische Sängerin Cathrine Jarboro. Die dunkelhäutige Künstlerin brachte in den Lodzer Konzertsaal ein Stück Exotik mit sich. Nach den üblichen Szenarien und Liedern von Verdi, Massanet und Respighi sang sie eine Reihe amerikanischer Nigger-Songs, welche den interessantesten und am besten gelungenen Teil des Programms darstellten. Natürlich darf man sich über den absoluten künstlerischen Wert derartiger Darbietungen keinen Illusionen hingeben.

Cathrine Jarboro weiß es, daß ihre mächtige Stimme die Zuhörer blendet, und diesen Umstand versteht sie gehörig auszunutzen. Sie gerät aber in unnötige Uebertreibung an Stimmenaufwand, welche sogar störend zu wirken beginnt. Uebrigens geht sie weniger darauf aus, durch Wohlklang der Stimme dem Ohr zu schmeicheln, obgleich sie auch hier große Möglichkeiten hat, als durch eindrucksvolle Dramatik den Zuhörer und Zuschauer mitzureißen.

Die Begleitung am Klavier — mäßig. — 6

Sport.

Schmeling über seine Erfahrungen in USA.

Das Deutsche Nachrichtenbüro meldet: Mit mehrstündiger Verspätung lief am Sonnabend der deutsche Schnelldampfer „Europa“ in Bremerhaven ein. Unter den Heimkehrenden befand sich auch Max Schmeling, der dem Vertreter des DNB seine Ansicht über den Kampf mit Louis und über den Neger im allgemeinen schilderte. Schmeling bezeichnete den Neger als einen sehr guten Mann, der neben seiner Beweglichkeit und Schnelligkeit über eine erstaunliche Härte und Schlagstärke verfügt. Paolino hatte in Neuyork nie eine Chance gehabt und außerdem sei der Spanier in einer sehr schlechten Kampfverfassung angetreten, die mit seiner Berliner Form gar keinen Vergleich aushalte. Schmeling rechnet sich eine gute Chance gegen Louis aus. Zugleich erklärte er, daß er den Kampf angenommen habe, um den amerikanischen Unsinn zu widerlegen, daß er Angst vor dem Neger habe. Schmeling wird bereits im April nach Amerika fahren — das ist dann schon seine 21. Ozeanreise — und sich an Ort und Stelle vorbereiten. Der Deutsche erklärte dann weiter, daß der Kampf gegen Louis aller Voraussicht nach der größte Boxkampf des Jahres 1936 sein werde. Bei den genannten Börsen handelt es sich aber durchweg um Phantasiesummen. Zum Schluß sagte Schmeling noch, daß Louis nur bis Ende Januar Kampffreiheit habe. Die Begegnung mit Castanage muß also unbedingt bis dahin stattgefunden haben. Im Februar dürfe der Neger laut Vertrag schon nicht mehr boxen.

Szamota ohne Titel.

Der in Frankreich lebende einzige polnische Berufsradfahrer hat sich an den polnischen Radfahrerverband wegen Erteilung einer Lizenz für das Jahr 1936 und wegen Zuerkennung des Titels eines polnischen Berufs-Radfahrers gewandt. Die diesjährige Leitung des polnischen Radfahrerverbandes ist aber nicht gewillt, an Szamota eine Lizens noch den Titel eines Landesmeisters auszufolgen, da sie der Meinung ist, daß der Verband nur die Interessen des Amateursportes zu vertreten hat. Szamota wird daher genötigt sein, um eine Lizens für das Jahr 1936 zu erlangen, sich direkt an das Sekretariat des Weltverbandes zu wenden.

Radio-Programm.

Montag, den 30. Dezember 1935.

Warschau-Lodz.
6.34 Gymnastik 6.50 Schallplatten 12.15 Orchesterkonzert 13.30 Walzer-Erinnerungen 15.30 Konzert 16 Deutsch 16.45 Sketsh 17.20 Debussy-Konzert 17.50 Plauderei 18 Gesang 18.30 Märchen 18.45 Opernphantasien 19.35 Sport 19.50 Aktuelle Plauderei 20.30 Lieder aus der Oper „Rosemarie“ 21 Konzert 22 Sinfoniekonzert 23.05 Tanzmusik.

Kattowitz.
13.45 und 18.45 Schallplatten 16 Plauderei.

Königswusterhausen (191 kHz, 1571 M.)
6.30 Morgenmusik 10.15 Alle Kinder singen 12 Konzert 14 Allerlei 16 Konzert 19 Und jetzt ist Feierabend 21 Wir bitten zum Tanz 22.30 Kleine Nachtmusik 23 Musik zur guten Nacht.

Breslau (950 kHz, 316 M.)
12 Schloßkonzert 17 Konzert 19 Baudenzauber 20.10 Der blaue Montag 22.30 Musik zur guten Nacht.

Wien (592 kHz, 507 M.)
12 Konzert 16.05 Konzert-Akademie 21 Geistliche Trilogie 24 Tanzmusik.

Prag.
12.35 Konzert 15 Violinkonzert 16.10 Konzert 17.40 Weihnachtslieder 19.30 Bunte Stunde 20.45 Sinfoniekonzert.

Dienstag, den 31. Dezember 1935.

Warschau-Lodz.
6.34 Gymnastik 6.50 Schallplatten 12.15 Melodien 13.30 Vom Arbeitsmarkt 15.30 Konzert 16 Hörspiel 16.15 Leichte Melodien 16.45 Ganz Polen singt 17 Von Erfindungen 17.15 Schallplatten 17.50 Sprachenecke 18 Klavierrezital 18.45 Lieder 19.20 Reklamekonzert 19.35 Sport 19.50 Aktuelle Plauderei 20.10 Opernmelodien 21.15 Kleines Orchester 23.05 Lustiger Silvesterabend 23.50 An unsere Hörer 24.04 Wunsch-Kette 24.30 Tanzmusik.

Kattowitz.
13.35 und 18.45 Schallplatten.

Königswusterhausen.
6.30 Morgenmusik 10.45 Fröhlicher Kindergarten 12 Konzert 14 Allerlei 16 Konzert 18 Silvester in Runxendorf 19.10 Zur Jahreswende 20 Klänge aus der Fledermaus 22 In tausend munteren Noten 24 Der Intendant grüßt seine Hörer.

Breslau.
9 Konzert 12 Konzert 15.30 Kinderfunk 16 Konzert 19 Silvesteransprache 22 Tausend muntere Noten 24 Und frohe Fahrt ins neue Jahr.

Wien.
12 Schallplatten 15.15 Kinderstunde 17.25 Konzertstunde 18.55 Operette: Die Fledermaus 22.10 Prosit Neujahr.

Prag.
12.35 Konzert 16.10 Tanzmusik 17.40 Trinklieder 19.55 Bunte Silvesterstunde.

Sinfoniekonzert aus Lodz für ganz Polen.

Heute um 12.15 Uhr übernimmt der Lodzer Sender ein Sinfoniekonzert des Lodzer Philharmonischen Orchesters unter Leitung des Dirigenten Adolf Bautze und unter Teilnahme des Pianisten Professor Waclaw Lewandowski. Der Solist wird das Klavierkonzert C-Moll von Beethoven spielen . Der orchestrale Teil des Konzertes umfaßt die C-Dur-Sinfonie von Schubert, die das Licht der Welt erst 10 Jahre nach dem Tode des Komponisten erblickte. Schubert war es nicht vergönnt gewesen, eine seiner Sinfonien zu seiner Lebzeit aufgeführt zu sehen.

•

Außerdem sendet Lodz an diesem Tage um 12..03 Uhr im Rahmen der Sendung „Aus der Welt der Arbeit“ eine Reportage von Jan Golinski, um 14.20 Uhr das Wunschkonzert, um 15.20 Uhr leichte Musik, um 15.45 Uhr ein Reisefeuilleton über Brazilien und Peru, um 18.30 Uhr Humor und um 20 Uhr Lieder.

Bunte Stimmungen.

Die heutige Schallplattensendung um 20 Uhr wird den Hörern ein buntes Bild von Liedern liefern. Richard Tauber wird durch seinen schönen lyrischen und künstlerischen Gesang, Marlene Dietrich durch ihre besonderen Lieder und Pola Negri durch ihren unvergleichlichen Zauber die Rundfunkhörer beglücken. Also drei verschiedenartige Individualitäten treten in dieser Sendung auf.

Der halben Million entgegen.

Ein Preisausschreiben.

Trotz der schwierigen Wirtschaftsverhältnisse schreitet der Aufschwung des polnischen Rundfunks unaufhaltsam fort. Davon zeugt das stetige Ansteigen der Zahl der Rundfunkteilnehmer in Polen, die Anfang Dezember d. J. bereits die Ziffer 460 000 überschritten hatte. Dabei ist zu bedenken, daß erfahrungsgemäß der Zustrom neuer Abonnenten gerade in der Zeit um Weihnachten und Neujahr am größten ist, da gerade in dieser Zeit in vielen Fällen die meisten Empfangsgeräte gekauft werden. So erreichte die Hörerzunahme im vorigen Jahre zu Weihnachten ihren Höhepunkt. Es wird nun von großem Interesse sein, festzustellen, wie groß in diesem Jahre der Hörerzustrom während der Weihnachtszeit gewesen ist Leider werden die diesbezüglichen genauen Angaben erst in einigen Wochen vorliegen. Immerhin konnte dem Vorfeiertagsgeschäft in den radiotechnischen Läden entnommen werden, daß sich die letzten Gehaltskürzungen für den Rundfunk weniger schlimm ausgewirkt haben als man befürchtet hatte.

Es ist daher zu hoffen, daß das Polnische Radio die imposante Zahl von 500 000 registrierten Abonnenten bald erreicht haben wird. Um diesen wichtigen Augenblick zu würdigen und festzuhalten, veranstaltet das Polnische Radio ein großes Preisausschreiben. Zur Teilnahme an diesem Preisausschreiben sind sämtliche neuen Abonnenten berechtigt, die in den Postämtern und Postagenturen ganz Polens vom 28. Dezember dieses Jahres ab registriert werden.

Die Bedingungen des Preisausschreibens sind denkbar einfach und leicht. Es soll nur die eine Frage beantwortet werden: „Wann wird der 50 000. Abonnent des Polnischen Radio registriert werden?“

Für die zutreffendste Antwort sind mehr als hundert Preise ausgesetzt worden, die aus wertvollen und nützlichen Gegenständen bestehen. Die Preise werden von einem Preisgericht entsprechend dem Grad der Richtigkeit der eingesandten Antwort verteilt werden. Sind einige oder mehrere Antworten gleichwertig, so entscheidet über die Zuerkennung des Preises das Los.

Neue Abonnenten des Polnischen Radio, die sich an diesem Preisausschreiben beteiligen wollen, müssen in möglichst kurzer Zeit ihre Antwort auf die erwähnte Frage einsenden und dabei folgende Angaben machen: a) das von ihnen angenommene Datum für die Eintragung des 500 000. Abonnenten des Polnischen Radio; b) Vor- und Zuname sowie genaue Adresse; c) Name des Postamts, in dem der Einsender als Radioabonnent eingetragen wurde; d) Nummer der Postvollmacht und Datum der Eintragung. Der geschlossene Umschlag ist mit folgender Adresse zu versehen: Polskie Radjo, Warszawa I, ul. Mazowiecka Nr. 5 — „Konkurs na 500 000. abonenta“.

Die Einzelheiten des Wettbewerbs sowie das Verzeichnis der Preise werden demnächst durch das Mikrophon und die Fachpresse zur öffentlichen Kenntnis gebracht werden.

Unabhängig von dem oben erwähnten Preiswettbewerb wird der Radioabonnent, dem der Titel des 500 000 Rundfunkteilnehmers zufallen wird, ein wertvolles Andenken erhalten. Erinnerungsgeschenke werden auch diejenigen Abonnenten erhalten, die bei der Eintragung folgende Nummern erhalten: 4999 996, 499 997, 499 998, 499 999, 500 000, 500 001, 500 002, 500 003 und 500 004.

Schallplatten für Kenner.

Das Polnische Radio führt gegenwärtig eine neue Art von Sendungen ein, die den Titel „Schallplatten für Kenner“ tragen wird. Diese Sendungen werden vor allem für jene Hörer bestimmt sein, die sich für Kompositionen interessieren, die im allgemeinen wenig bekannt sind und ausschließlich dem großen Repertoire angehören. Den Rundfunkhörern soll dadurch Gelegenheit geboten werden, hochwertige Kompositionen kennen zu lernen, die selten gespielt werden. Die erste dieser Sendungen findet am 31. Dezember um 17.15 Uhr statt. Das Programm kündigt an: „Havanaise“ von Saint-Saens, „Alborada del Gracioso“ von Ravel und „Impromptu“ für Harfe von G. Faure.

Deutsche Sozialistische Arbeitspartei Polnes.

Lodz-Zentrum. Montag, den 30. Dezember, 7 Uhr abends, Sitzung des Vorstandes und der Vertrauensmänner.

Werdet Leser der Bibliothek des „Fortschritt“

Die Bibliothek des Deutschen Kultur- und Bildungsvereins „Fortschritt“ hat in der letzten Zeit eine ganze Reihe neuer Werke verschiedener bekannter Autoren angeschafft. Sie zählt gegenwärtig weit über 1000 Bücher und dürfte in jeder Hinsicht die Ansprüche eines breiten Lesepublikums befriedigen. Die monatliche Lesegebühr beträgt 60 Groschen. Mitglieder des „Fortschritt“, der DSAP, der Gewerkschaft und die Abonnenten der „Lodzer Volkszeitung“ zahlen nur 30 Groschen

Die Bibliothek ist jeden Dienstag und Freitag von 6—8 Uhr abends Petrikauer 109 (Lodzer Volkszeitung) geöffnet.

Du hilfst dir selbst!

wenn du treu und entschlossen zu deiner Zeitung stehst, für diese wirbst und alles daran setzt, die Zahl der Abonnenten zu vergrößern. Neue Leser sind neue Kämpfer. Darum wirb für dein Blatt, für die Volkszeitung!

bildet wie meine Mutter zu sein. Darum nahm ich immer, wenn fremde Leute bei uns waren, meinen Bärly ins Studierzimmer mit, aber er wollte nichts lernen und spielte und schnupperte nur an den Gläsern und Instrumenten. Das macht die Aehnlichkeit mit seinem Vater, er hat keinen Sinn für etwas Höheres.

Natürlich sprachen die Herren sogar von mir und meiner Heldentat, wie sie es nannten.

„Tiere haben keinen Verstand, sondern nur Instinkt!" sagte der fremde Professor.

Und dann erzählte mein Herr die Geschichte vom Brand im Kinderzimmer und schloß:

„Miß Grizzlys Instinkt ließ sie mein Kind aus dem Feuer retten, und mein gottähnlicher Verstand sagte mir nichts als: Das Tier ist tollwütig geworden, und befahl mir, es krumm zu schießen. So ist das Tier und so der Mensch, meine Herren!"

Und der Professor gab sich geschlagen.

Ein anderes Mal sprachen sie von Augenerkrankungen, dem Spezialgebiet meines Herrn.

Wieder erhob sich ein kleiner Streit — gelehrte Herren streiten gern —, und mein Herr sagte:

„Ich könnte Ihnen beweisen, wenn ich ein geeignetes Objekt zur Stelle hätte, daß eine kleine Gehirnverletzung an einer bestimmten Stelle unbedingt völlige Blindheit zur Folge hat!"

Mein Bärly schnupperte wieder an den klirrenden Instrumenten, da sagte der Professor:

„Nehmen sie doch das kleine Hündchen, es ist doch nur ein wertloser Bastard!"

Bastard! Das ist gewiß etwas unerhört Gemeines und ich knurrte empört. Mein Herr sagte, daß er doch nicht an meinem Jungen Sezierversuche machen könne. Da sagte der Professor höhnisch:

„Sie weigern sich wohl nur, geehrter Herr Kollege, weil sie sich des Mißlingens Ihres Experimentes zu sicher sind!"

Da wurde mein Herr ärgerlich und sagte: „Ich werde es Ihnen beweisen!"

Um erklären zu können, was dann geschah, hätte ich wohl die schweren und gebildeten Fremdwörter verstehen müssen, so weiß ich nur, daß ich auf einmal mein Kleines aufschreien hörte, dann sah ich Blut, sah mein Bärly zucken, dann hörte ich die Stimme meines Herrn triumphieren:

„Sie sehen, blind, total blind!"

„Fabelhaft, eine große Tat für die Menschheit!"

„Mein Bärly hatte zu wimmern aufgehört und lag starr. Mein Herr läutete dem Diener und sagte:

„Graben Sie ihn ein!"

Der Diener nahm mein Kind beim Fell, und ich hinkte hinterher. Jetzt wußte ich, was mein guter Herr vorhatte. Er wollte mein Bärly einsetzen wie eine Pflanze, damit er groß und prächtig aus dem Boden wachsen sollte wie unsere Kirschbäume.

Der Diener machte ein tiefes Loch, legte mein Kind sanft hinein und warf Erde darauf. Ich leckte ihm dankbar die Hand. Er zog sie, wie es mir schien, beschämt zurück und weinte. Wahrscheinlich, weil er vergessen hatte, meinen eingesetzten Bärly zu begießen, wie ich es bei allen Pflanzen gesehen hatte. Aber wahrscheinlich sind Tränen genau so gut wie Regenwasser aus der Tonne.

Aber irgendetwas war nicht in Ordnung. Das Junge kam nicht aus der Erde. Ich sitze an der Grube und warte. Nichts rührt sich. Ich warte, saufe und fresse nichts. Aber mein Bärly ist fort, verschwunden wie seine Geschwister.

Mein Herr und seine Familie sind verreist, ich werde sie niemals wiedersehen. Denn der freundliche Herr, der meinen Fuß behandelt hatte und so nach Arzneien und Blut roch, war gestern bei mir und hat in seinen Bart gebrummt:

„Verdammtes Menschenpack! Das brave Tier rettet sein Kind, und er tötet dafür sein Junges. Er unterhält sich köstlich in der Stadt, und einstweilen stirbt das arme Tier an gebrochenem Herzen. Ja, ja, so ist das Tier, und so ist der Mensch!"

Und dann streichelte er mich zärtlich und sagte:

Arme Miß Grizzly, morgen bist du wohl bei deinem Jungen oder sonstwo. Dort, wo ihr Hunde den Himmel habt, ich hoffe in eurem Interesse, weit weg von den Menschen!"

Der Mann mit der Blumenerde

Von Ernst Sandow

Tagtäglich war Frau Allmeder den ganzen Vormittag über ganz allein in der Wohnung. Trotzdem sie immer genug im Haushalte zu arbeiten hatte, war doch diese Zeit für sie die ruhigste und angenehmste des ganzen Tages. Herr Allmeder befand sich im Geschäft und die Kinder hatte sie zur Schule gebracht; jetzt wischte sie Staub, begoß ihre Blumen und telephonierte dem Kaufmann wegen der Dinge, die sie zum Mittagessen brauchte. Als sie sich müde gearbeitet hatte, rückte sie den hohen Lehnstuhl zum Fenster und widmete sich dem Roman in der Morgenzeitung.

Von unten kam Klavierspiel, wenn man ewiges langweiliges Tonleiterüben Klavierspiel nennen konnte. Gott, wie konnte man nur den herrlichen Vormittag mit der dummen Klimperei verbringen, als ob das wirklich eine ernsthafte Beschäftigung wäre. Frau Allmeder war ganz und gar unmusikalisch, wenn sich bei einem ihrer Kinder eine Begabung nach dieser Richtung zeigen würde, so müßten sie Geige spielen oder Flöte blasen lernen; Klavierspiel ist doch nur langweilige Klimperei!

Mit diesen Zukunftgedanken ging Frau Allmeder in die Küche. Dort wusch das Hausmädchen Strümpfe, und während die groben starken Hände und Arme tüchtig im Waschtrog arbeiteten, sang der breite lustige Mädchenmund die letzten Tonfilmschlager. Das Küchenfenster, das zum Hofe führte, stand weit offen und unten klopfte jemand unaufhörlich im Rhythmus der Schlagerlieder Teppiche. Wahrscheinlich das Mädchen von Schulzes, den wenigstgeachteten Bewohnern des Hauses, die in der Mansarde hausten. Und darum dachte Frau Allmeder sofort empört: Jetzt ist doch keine Klopfzeit, aber diese Schulzes machen wirklich, was sie wollen. Und so ging Frau Allmeder wieder, etwas verärgert, durch die Wohnung. Die Sonne schien ins Speisezimmer, beleuchtete die Messingkrone an der Decke und warf einen schmalen Streifen bis zum Diwan.

Da sah Frau Allmeder eine Nähnadel auf dem Teppich blitzen. Sie hob sie auf und hielt sie noch in der Hand, als es an der Flurtüre klingelte. Frau Allmeder legte die Nadel auf den Eßzimmertisch und ging hin, um selbst aufzumachen. Unterwegs dachte sie: Wer kann das sein? Die Post war schon da und der Bub kommt doch erst in einer Stunde aus der Schule.

Es war ein großer, vierschrötiger Mensch, der eine Holzkiste auf der Schulter trug. Er nahm mit der freien Hand den Hut vom Kopf und sagte: „Ich will nur fragen, gnädige Frau, ob die Blumen umgepflanzt werden sollen? Es ist jetzt die beste Zeit dazu. Die Erde habe ich gleich mitgebracht, sie ist nicht teuer."

Frau Allmeder pflegte ihre Blumen selbst umzupflanzen. Sie kaufte im Blumengeschäft frische Erde und manchmal auch neue Töpfe, denn die alten wurden rasch zu klein, wenn die Blumen richtig wuchsen. Jetzt sah sie den Mann mit der großen Kiste an und dachte: Es wäre eigentlich bequem, wenn der Mann mir das abnimmt und wahrscheinlich ist es wirklich nicht teuer.

„Es dauert gar nicht lange, gnädige Frau", sagte der Mann, haben Sie viele Blumen?"

„So zehn, zwölf Töpfe", sagte Frau Allmeder, „was würde das kosten?"

„Drei Mark — wir wollen drei Mark sagen", meinte der Mann und setzte die Kiste auf dem Gangfensterbrett ab.

„Ich kann ja einen Versuch machen", sagte Frau Allmeder, „kommen Sie herein."

Und der Mann mit der Blumenerde kam herein. Frau Allmeder, die voranging, sagte: „Vielleicht arbeiten Sie im Kinderzimmer, dann machen Sie keine besondere Unordnung."

Sie legte alte Zeitungen in doppelten Schichten auf den Tisch und holte dann alle ihre Blumen. Da waren große und kleine Töpfe, Hortensien, Kaktus, Fuchsien und eine Palme, die so groß und schön war, daß der Mann sagen mußte, ein so schönes Exemplar hätte er erst einmal gesehen.

„Ich pflege meine Blumen und Pflanzen auch sehr", sagte Frau Allmeder, „wenn sie gedeihen sollen, dann muß man auch nach ihnen sehen wie nach Kindern. Mit bloßem Gießen ist nicht viel getan, man muß sozusagen familiär mit ihnen verkehren."

„Man hört, daß Sie die Sache verstehen, gnädige Frau", sagte der Mann, „eine so schöne Fuchsie! Die muß gepflegt werden. Es ist notwendig, daß die Pflanzen frische Erde bekommen, sonst gedeihen sie nicht. Es ist wie mit den Menschen. Man braucht Abwechslung, neue Verhältnisse. Und wenn man an eine Blume denkt, die immer still in einem Topfe stehen muß — — Sie müssen jedes Jahr umgesetzt werden."

Der Mann nahm die Blumen aus den Töpfen und schüttete die alte Erde auf die Zeitungen. Er tat es so gut und so gewandt, daß man gleich sah, der Mann kannte diese Arbeit von Grund auf. Ein wenig Erde ließ er immer an den Wurzeln, denn ganz bloß dürfen sie nicht sein. Dann nahm er frische Erde aus seiner Kiste, füllte die Töpfe damit und pflanzte sorgsam alle Blumen um, eine nach der anderen. Die Pflanzen setzte er sauber und behutsam ein, die Erde stopfte er ganz leicht um sie herum, nicht zu fest, um die Wurzeln nicht zu drücken.

Es entstand ein ziemlich großer Haufen alter Erde auf den Zeitungsbogen, und als alles fertig war, da war die große Holzkiste auch fast leer.

Der Mann stellte die Töpfe in eine Reihe und bat dann um ein Tuch, um sie abzuwischen, und als das getan war, standen sie rot und hübsch da und sahen funkelnagelneu aus.

Frau Allmeder dachte: Das ist sehr praktisch und bequem. Das werde ich von nun an auch immer so machen.

„Also", sagte der Mann, „nun ist die Geschichte erledigt." Dann holte er einen kleinen Spaten aus der Tasche und schaufelte die alte Erde von den Zeitungsbogen in die fast leere Kiste hinunter.

„Gehen Sie in viele Häuser?" fragte Frau Allmeder.

„Das kann man wohl sagen", meinte der Mann. „ich habe ziemlich viel zu tun. Augenblicklich bin ich arbeitslos und da muß man nehmen, was sich findet. Es ist zwar nur eine Saisonarbeit — aber heutzutage ist ja nichts einfach."

Frau Allmeder gefiel der Gärtner immer besser, er war sicher ein hochanständiger Mensch, der vielleicht bessere Zeiten gesehen hatte. Wahrscheinlich hatte er auch für eine Familie zu sorgen. Sie sagte: „Darf ich Ihnen etwas zu trinken geben?"

„Besten Dank, gnädige Frau", sagte der Mann, „aber, bitte keinen Schnaps, den kann ich nicht mehr vertragen."

„Eine Flasche Bier vielleicht?"

Und so bekam der Mann seine Flasche Bier, und dann gab ihm Frau Allmeder die drei Mark, die er verlangt hatte. Er verabschiedete sich höflich und ging mit der großen Holzkiste weg.

Frau Allmeder hatte ihn noch zur Türe begleitet, und als er gegangen war, lief sie schnell ins Kinderzimmer zurück und sah sich alle Blumentöpfe an, wie sie so in einer langen Reihe mit frischer Erde dastanden. Die alten Zeitungen lagen auf dem Tisch, aber die alte Erde war fort. Die hatte der Mann in seine Holzkiste getan und weggetragen.

Plötzlich zuckte etwas in Frau Allmeders Gehirn auf, und sie dachte rasch: Er hat meine Erde mitgenommen! Wohin er wohl mit ihr gegangen war? Und woher hatte er die Erde, die er mitgebracht hatte? Da stimmt etwas nicht!

Frau Allmeder lief zur Wohnungstüre. War der Mann nach oben oder nach unten gegangen? Sie stand still und horchte; da hörte sie, wie die Wohnungstüre im oberen Stockwerk geöffnet wurde und die Stimme des Mannes mit der Blumenerde sagte: „Ich wollte nur fragen, gnädige Frau, ob Sie nicht Ihre Blumen umpflanzen lassen wollen. Es ist jetzt die beste Zeit dazu. Die Erde habe ich gleich mitgebracht, sie ist nicht teuer."

Und Frau Allmeder hörte auch, wie der Mann hineinging und die Türe geschlossen wurde. Vor ihrem inneren Blick sah sie sich selbst die Treppe hinauflaufen und der Dame empört sagen:

„Dieser Mann ist ein Betrüger! Er geht im ganzen Hause herum und tauscht die Erde von den Pflanzen nur aus. Sie bekommen die Erde aus meinen Töpfen und ich habe die von den Hauptmanns und die wieder die von den Blumen der Frau Medizinalrat. Wir alle wurden hineingelegt. Drei Mark die Familie. Das macht eine ganz hübsche Summe aus."

Aber Frau Allmeder bewegte sich nicht vom Fleck. Sie blieb unbeweglich stehen und dachte: Warum denn? Wenn sie außer der Zeit Teppiche klopfen, können sie auch meine alte Erde in ihren Töpfen haben. Geschieht ihnen schon ganz recht!"

Eine Stunde später, als ihr Bub schon aus der Schule gekommen war und gegessen hatte, stand Frau Allmeder am Fenster, wo sie ihre Blumen auf die alten Plätze gestellt hatte. Sie sahen alle sehr hübsch, frisch und vergnügt aus und würden schon halten. Wahrscheinlich hatten Hauptmanns ganz besonders gute Erde gehabt und der Tausch war gar nicht schlecht gewesen.

Eben ging der Mann mit der „frischen" Blumenerde zur Haustüre hinaus. Auf den Schultern trug er die wohlgefüllte Holzkiste und ging mit ruhigen, sicheren Schritten über die Straße zum großen Hause gegenüber. Er sah Frau Allmeder am Fenster stehen, grüßte höflich und wie es schien, ein wenig vertraulich herauf und rief: „Auf Wiedersehen und schönen Dank! Zum nächsten Blumenumsetzen bin ich vielleicht wieder da!"

Auf dem Hofe wurden noch immer Teppiche geplopft, draußen in der Küche stand das Hausmädchen, zog die nassen, gewaschenen Strümpfe auf die Bretter. Das Fenster stand weit offen, der letzte Tonfilmschlager klang herüber und Frau Allmeder lachte, wie sie seit Jahren nicht gelacht hatte.

Der Totengräber

Von Maxim Gorki

Als ich dem Friedhofswächter Bodrjagin die längst gewünschte Ziehharmonika schenkte, legte er — einäugig, zerlumpt — die rechte Hand aufs Herz und drückte, vor Freude strahlend, sein einziges, zuweilen aber grauenerregendes Auge zu und sagte:

„Ach — oh!"

Schüttelte seinen kahlen Kopf und sagte in einem Zuge: „Wenn Sie sterben, Lexei Maximowitsch, ach, werde ich Sie hegen und pflegen!"

Er nahm die Ziehharmonika sogar mit auf die Arbeit und, müde vom Gräberausschachten, setzte er sich zur Seite und spielte leise eine traurigkomische Polka. Es war das einzige Stück, das er spielen konnte.

Einmal hatte er gespielt, als nicht weit davon ein Begräbnis stattfand. Als die Zeremonie zu Ende war, hatte ihn der Pope zu sich gerufen und ihn ausgeschimpft.

„Beleidigst den Toten, du Tölpel!"

Bodrjagin beklagte sich später: „Natürlich, ich hatte es nicht richtig gemacht, aber immerhin, woher konnte er wissen, daß es den Toten beleidigen sollte?" —

Er war überzeugt, daß die Hölle nicht existiere. Sein Glaube war, daß die Seelen der guten Leute nach dem Sterben des Körpers in das schönste Paradies entfliegen, während die Seelen der Sünder im Körper und im Grab bleiben, solange der Körper nicht verfault ist. Nachdem atmet die Erde die Seelen in den Wind aus und dieser zerstreut sie nach allen vier Seiten zu gefühllosem Staub.

Als man ein von mir sehr geliebtes sechsjähriges Mädchen, Nikolajewa beerdigte und alle schon vom Friedhof gegangen waren, tröstete mich Bodrjagin.

„Du, mein Freund, sollst nicht so traurig sein. Wer weiß, vielleicht sprechen sie drüben mit lustigeren, besseren Worten als wir. Vielleicht aber sprechen sie überhaupt nicht und spielen nur Cello!"

Die Musik liebte er nämlich bis zum lächerlichen, gefährlichen Selbstvergessen. Hörte er in der Ferne die Töne eines Militärorchesters, Leierkastens oder Klaviers, dann fuhr er zusammen, reckte den Hals der Richtung der Musik entgegen, legte die Hand auf den Rücken und seine schwarzen Augen weiteten sich, als ob sie hören möchten. Manchmal geschah das mitten auf der Straße. Zweimal wurde er daher von Pferden umgerissen, oft von Fuhrleuten mit der Knute geschlagen, als er dastand — von der Musik gefangen — ohne das Schreien zu hören und ohne die Gefahr zu sehen. Er erklärte nachher: „Höre ich Musik, ist es mir, als ob ich bis zum Grund des Meeres getaucht wäre."

Er traf auch öfters die Friedhofsbettlerin, eine ewig betrunkene Frau, mindestens fünfzehn Jahre älter als er. Er selbst hatte die Vierzig schon überschritten.

„Was hast du mit ihr?" fragte ich.

„Ja, wer soll sich um sie kümmern? Niemand ist da außer mir. Ich liebe es, die Trostlosen zu trösten. Ich selbst habe keinen Kummer, so will ich den andern helfen, die Kummer haben."

Wir sprachen so, an einer Birke im Gusse eines plötzlichen Herbstregens stehend. Bodrjagin krümmte sich vor Vergnügen unter dem auf seinen kahlen und eckigen Schädel peitschenden Regen und murmelte:

„Mir ist es angenehm, wenn mein Wort eine Träne trocknet."

Er hatte anscheinend Magenkrebs, denn er atmete den faulen Geruch einer Leiche aus und konnte nichts essen. Trotzdem arbeitete er munter und ging immer guter Laune über den Friedhof. Beim Kartenspielen mit dem zweiten Wächter starb er plötzlich. Und jetzt spielt mir niemand mehr die traurig-komische Polka vor.

Der Bankier und die Liebe

Von Sling

Mein Freund Julius, der noch immer jugendlich empfindende Inhaber eines Bankgeschäftes, wurde von seiner Geliebten verlassen. Er teilte mir das nicht offiziell mit, aber ich traf jenes entzückende Mädchen im Theater an der Seite eines anderen. Am nächsten Tage machte ich Julius in seinem Büro einen Kondolenzbesuch. Er sah sehr blaß aus, saß recht zusammengesunken an seinem Schreibtisch, der übrigens eine, bei Julius höchst seltene Unordnung aufwies. Kurszettel, Zeitungen, Briefe, Schlußscheine, Telegramme — alles lag wirr durcheinander.

Ich erwähnte die Angelegenheit mit keinem Worte, erzählte ihm ein paar Kulissenwitze, über die er kurz und geistesabwesend lachte, sprach dann von anderem Zeug, von Kohlenpreisen, vom Sechstagerennen und von der nächsten Bücherauktion. Julius hörte kaum hin. Ab und zu schien er den Versuch machen zu wollen, auf seinem Schreibtisch etwas zu ordnen. Dann fiel ihm eine Zeile der Zeitung ins Auge, die ihn aus irgend einem Grunde fesseln mochte. Am Ende schob er das Papier von sich. Einmal läutete das Telephon dazwischen, zweimal kam ein Angestellter, um etwas zu fragen. Julius gab sehr knapp sachliche Anweisungen. Dabei bemerkte ich, daß er mit der linken Hand die zitternde Rechte gewaltsam zur Ruhe anhielt. Auch biß er sich mehrfach auf die Lippen — kurzum, ich sah einen Mann von mir, der schwer um seine Fassung rang.

Am Ende ging mir mein Gesprächsstoff aus. Wir schwiegen beide und dachten an dasselbe. Sein Kinn senkte sich tief auf die Brust. Da entschloß ich mich dennoch zu einer Frage:

„Und was wirst du tun?"

Er seufzte tief, griff aufs Geratewohl nach einem der Schlußscheine und sagte:

„Ich werde Kupferwerke verkaufen."

Und er konnte es nicht hindern, daß eine dicke, große Träne auf den Schlußschein fiel. — — — —

Ich habe Julius niemals um sein Bankgeschäft beneidet. Aber ich glaube, wenn man unglücklich liebt, ist es sehr gut, so was zu haben.

Humor

Krankenhausbehandlung. Federmann ist bei einem Wohltätigkeitsfest. Eine Krankenschwester, neunzehn Jahre alt, lustig und hübsch, verkauft Tombola-Lose. „Zwanzig Stück nehm' ich", sagte Federmann, „wenn Sie mir versprechen, mich bei meiner nächsten Krankheit zu pflegen." — „Meinetwegen", lächelt die Schwester, „Sie müssen es dann nur rechtzeitig bei der Oberin anmelden." — „Also gut", nickt Federmann und zieht die Brieftasche. „In welcher Anstalt sind Sie beschäftigt?" — „Ich bin", sagt die Schwester und nimmt das Geld, „ich bin im Wöchnerinnenheim."

Musikalisch. Friedrich ist zu Gast. Es gibt Gänsebraten. Hinterher setzt sich die Hausfrau ans Klavier. Sie spielt Wagner, Schubert, Chopin usw. „Welches Stück hat Ihnen am besten gefallen, Herr Friedrich," — „Wenn ich ehrlich sein soll, gnädige Frau, das Stück Gänsebraten."

Kollegen. „Ich bitte Sie um Entschuldigung, Herr Lehmann, daß ich Sie gestern im Eifer der Verhandlung einen Dummkopf genannt habe!" — „Aber, lieber Freund, da sollten wir kein Wort drüber verlieren, wir sind und bleiben doch immer Kollegen!"

Unterhaltung

Tragödie im ewigen Eis / Von C. V. Rasmussen

Ein Schneesturm fegte plötzlich durch den schwarzen Paß und überrumpelte Murrey. Um der vollen Gewalt des Sturmes zu entgehen, hatte er den größten Teil des Pelzwerkes und des Proviantes geopfert, den er so sorgsam auf dem Schlitten verstaut hatte, ehe er Piute verließ.

Als das kalte Blau des Winterhimmels wieder hervorleuchtete, hatte Murreys Gesicht einen ängstlichen, gepeinigten Ausdruck, und die Hunde waren dünn und schlaff und in einer bösen Laune, die fast an Meuterei grenzte. Noch war ein schlechter, fünfzehn Meilen langer Weg zurückzulegen, bevor er hoffen durfte, Skudo zu erreichen, wo Ruhe und Proviant ihn erwartete. Bisher hatte es Wild genug gegeben, aber hier, wo es gerade nötig wurde, Futter für die Hunde zu finden, schien die Gegend vom Wilde verlassen zu sein. Selbst die Habichte und Adler, die in den schlechtesten Jagdgebieten zu existieren vermögen, schienen diese Gegend verlassen zu haben. Die einzige Spur, die Murrey in den letzten zwei Tagen gefunden hatte, war die eines Fuchses.

Verfroren, halbtot vor Hunger und fast mutlos, hätte er doch mit Anspannung aller Kräfte Skudo noch erreichen können, hätte er nicht Barrilee getroffen und hätte er nicht dieses ausgeprägte Humanitätsgefühl besessen, das den Selbsterhaltungstrieb, der in jedem Menschen liegt, besiegte.

Unter Barrilees Schneeschuhen hatten sich große Klumpen gebildet, und er schwankte mühsam vorwärts, als Murrey ihn traf. Der große, magere Mann drohte jeden Moment, in seine eigene Spur zu fallen, und Murrey, der es innerlich verwünschte, noch einen Menschen satt machen zu sollen, hielt sein Gespann an und kam ihm zu Hilfe. — Barrilee konnte ebensogut dreißig wie fünfzig Jahre zählen. Seine strähnigen, ungepflegten Bartstoppeln und das eingefallene Gesicht konnten ebensogut Alter wie Jugend verbergen. Er war ungeheuchelt froh, Murrey zu sehen, und bat offenherzig und gierig um Nahrung.

Murrey spannte die Hunde los und warf der wilden, knurrenden Horde eine kleine Ration Fisch zu; dann sammelte er Zweige und Sträucher, machte Feuer an und kochte Kaffee. Er biß sich auf die Lippen, als er Eßwaren hervorholte, die kaum anderthalb Tage für einen Menschen gereicht hätten — und nun waren sie zwei. Und dazu schien Barrilee so hungrig zu sein, daß er alles, was man ihm vorsetzte, verschlingen würde. Trotzdem bereitete Murrey eine Mahlzeit und während sie aßen, erzählte der Neuangekommene seine Geschichte. Barrilee war nach seiner Aussage am Rückwege von einer Pelzexpedition. Er war im Kanu den Fluß hinuntergefahren und im Wirbelsturm gekentert. Sein Begleiter war ertrunken und der Ertrag des Pelzwerkes verlorengegangen. Ihm selbst war es geglückt, auf eine Klippe zu gelangen, und von dort war er mit Mühe und Not ans Ufer gekommen. Dann war er nordwärts über den Höhenzug gewandert und hatte die Spuren, die nach Skudo führten, gerade gefunden, als er auf Murrey mit seinem verhungerten Hundegespann stieß.

Murrey hörte zu, machte aber nicht viele Bemerkungen; die Furcht vor dem Tode hatte ihn ergriffen, denn er dachte an den morgigen Tag und sah die schwache Möglichkeit, Skudo zu erreichen, entschwinden. Er konnte Barrilee nicht hier in Schnee und Eis umkommen lassen, und er zweifelte daran, ihn noch auf dem Schlitten unterbringen zu können. Die Hunde waren nicht nur schwach, sondern auch aufrührerisch. Würden sie den schrecklichen Weg zurücklegen können und wollen, wenn sie jetzt zwei statt eines Menschen zu ziehen hatten? Etwas Ruhe war absolut notwendig für die Tiere. Dies sagte er Barrilee, der einverstanden war. Sie schlugen also ein Nachtlager auf und Murrey brachte es nicht übers Herz, seine eigentlichen Gedanken auszusprechen.

Am nächsten Morgen mußte die Situation jedoch klargestellt werden. „Es sind gut fünfzehn Meilen nach Skudo", sagte Murrey, indem er zur Seite sah.

„Seit mehreren Tagen haben meine Hunde keine ordentliche Mahlzeit mehr bekommen, und ich besitze nur mehr einen kleinen Rest Futter für zwei von ihnen. Können Sie sich selbst weiterhelfen?"

In Barrilees Gesicht stieg ein Ausdruck der Angst auf.

„Ich! Nicht um alles in der Welt! Ich habe nicht mehr so viel Kräfte wie ein Säugling, aber wir zwei zusammen werden es schon schaffen."

Murrey schüttelte den Kopf. „Sehen Sie die Hunde an, die sind am Ende ihrer Kräfte; mit doppelter Last auf dem Schlitten können sie unmöglich weiterkommen. Wir sind in einer schlimmen Klemme."

„Aber Sie können — Sie können mich nicht allein hier sterben lassen", schrie Barrilee. Murrey sah ihn ruhig an. „Nur einer von uns kann weiterfahren", sagte er. „Versetzen Sie sich selbst in meine Lage. Würden Sie mir den Schlitten überlassen und sich selbst zum Sterben hinlegen?" Barrilee antwortete nicht; er wußte, daß er das nicht tun würde. Als Murrey sah, wie verzweifelt er war, zuckte er die Achsel und sagte langsam: „Der Gedanke an den Tod scheint Ihnen schwer zu werden; ich kann nicht behaupten, daß er mir sympathisch ist, aber es hat keinen Zweck, zu reden. Nur einer von uns hat eine Chance — und ich werde jetzt Kopf oder Krone werfen, wer sie ergreifen darf."

Barrilees Augen funkelten. Er dachte nicht an das Opfer, das der andere ihm brachte, sondern nur daran, daß Murrey ein Narr war, und daß er, Barrilee doch vielleicht noch sein Leben behalten durfte. Murrey nahm eine Münze aus der Tasche. „Kopf oder Krone?" fragte er. „Krone", sagte Barrilee.

Die Münze flog in die Luft und fiel dann auf Murreys Handfläche nieder — es war Kopf. Barrilee stand einen Augenblick ganz still, dann begann er wie von Sinnen um sein Leben zu betteln. Er sei verheiratet, sagte er, in Corney warteten Frau und Kinder auf ihn. Ob Murrey wisse, was es hieß, Kinder zu haben? Das jüngste sei erst zwei Jahre alt — er bitte ja nicht für sich selbst, aber für die Kinder! Murrey packte ihn plötzlich am Arm. „Seien Sie still", sagte er barsch. „Ich bin unverheiratet, hören Sie mit Jammern auf und fahren Sie los. Sie dürfen den Schlitten nehmen." Barrilee starrte ihn einen Moment an, dann brach er in einen Schwall von Lobreden aus. Murrey schüttelte ihn ab und rief: „Gehen Sie, bevor ich meine Meinung ändere. Geben Sie mir Ihre Schneeschuhe, ich werde wohl auf irgendeine Weise durchkommen."

Murrey stand einen Augenblick und blickte dem verschwindenden Schlitten nach. Seine Gedanken waren bitter und verzweifelt. Er hatte seine Chance aufgegeben und viel Hoffnung, Skudo zu erreichen, hatte er nicht. Dann bückte er sich und befestigte die Schneeschuhe, bevor er der Spur des Schlittens folgte. Während er mit den Schuhen beschäftigt war, stieg plötzlich ein furchtbarer und beunruhigender Gedanke in ihm auf. Barrilee hatte von einem gekenterten Kanu gesprochen und davon, daß er unter Verlust aller Habe (ausgenommen des Lebens) ans Ufer geschwommen sei. Wie konnte er die Schneeschuhe haben? Die pflegte man nicht auf ein Boot mitzunehmen, und er hatte doch gesagt, daß er keine Menschenseele gesehen hätte, seit er seinen Begleiter verloren hatte. Da war etwas nicht in Ordnung, vielleicht mehr, als aus dieser einen Unwahrscheinlichkeit hervorging. Barrilee hatte sich als Feigling und Lügner gezeigt und hatte, statt sich resigniert in das Resultat von „Kopf und Krone" zu finden, von Frau und Kindern gejammert, die auf seine Rückkehr warteten. Wahrscheinlich war auch das Unwahrheit, und Murrey tobte bei dem Gedanken, sein Leben einem solchen Manne geopfert zu haben. Die Wut gab ihm neue Stärke, sie brannte in seinen Adern und spannte ihn an, so daß er mit einem Fluch der Spur des verschwundenen Schlittens folgte. Allerdings hatte Barrilee einen Vorsprung, aber keinen allzu großen, und die Hunde waren verbraucht. Mochte daraus werden, was da wollte, wenn seine Kräfte ihn nicht im Stiche ließen, wollte er Barrilee einholen und ihm die Wahrheit entlocken. Die Spur lief in einem Halbkreis nach links und Murrey rechnete aus, daß er den Weg abschneiden könnte. Es würde anstrengend und gefährlich werden, aber er war jetzt rasend und sein Mißtrauen wurde allmählich zur Gewißheit. Ein Mann, der nichts zu verbergen hatte, hätte erzählt, woher er die Schneeschuhe hatte.

Indem er alle Energie sammelte, kämpfte er sich vorwärts, den Höhenzug hinauf, glitt Abhänge hinunter im Eifer der Verfolgung! Vier Stunden waren vergangen, und noch sah er nichts von Barrilee. Aber als er wendete, um der Spur durch ein Tal zu folgen, hörte er einen wilden Lärm, Rufe und Flüche und das Knurren und Heulen rasender Hunde. Er spannte sein Gewehr, eilte den Tönen nach und sah Barrilee, der neben dem umgeworfenen Schlitten stand und nach einem Haufen kämpfender wilder Hunde schlug und trat. Die hungrigen und aufgeregten Tiere hatten angefangen, einander zu beißen, zwei lagen mit durchbissener Kehle da, während die anderen trotz Barrilees wütenden Versuchen, sie mit Peitsche und Fußtritten zu trennen, einander weiter bissen und zerfleischten. Murrey war im Nu neben ihm, riß ihn aus der knurrenden Meute und setzte ihm seine Büchse an die Stirn.

„Barrilee", rief er, „wo haben Sie diese Schneeschuhe her, wenn Sie mit dem Kanu gekentert sind?"

„Was wollen Sie, sind Sie einer von diesen verfluchten Poli —" Er brach ab, sein Atem ging keuchend und stoßweiße, als es ihm klar wurde, daß er sich verraten hatte. Murrey nahm die Büchse fort und sagte ernst: „Ich gehöre nicht zur Polizei, aber ich glaube, daß ich dasselbe leisten kann. Ich werde Sie hier festhalten, bis —"

Barilee sprang plötzlich auf ihn los und schlug nach ihm, indem er schrie: „Ich will hier nicht liegen bleiben und sterben, ich will nicht. Geben Sie mir die Schneeschuhe, Sie Vieh, und lassen Sie mich gehen."

„Nein", sagte Murrey, ohne den Schlag zurückzugeben. „Die Hunde können uns nichts mehr helfen. Wir werden wohl sterben müssen. Wir bleiben hier."

Barrilee kämpfte, fluchte, rief und überredete, aber Murrey war unerschütterlich. Er nahm die Zügel, band Barrilee und setzte sich ruhig neben ihn. Wenn das Ende kommen sollte, so mochte es bald kommen; er war tapfer genug, ihm entgegenzusehen. Die Hunde hatten sich widerwillig trennen lassen und die überlebenden saßen jetzt auf dem gefrorenen Schneeboden und leckten ihre Wunden. Schweigen lag über dieser Eiswüste und eine Stunde verging. Plötzlich erhob sich ein Hund, schnüffelte und bellte. Murrey drehte sich um und sah Menschen, die der Schlittenspur folgten. Sein Blick leuchtete auf. Barrilee aber zitterte und sein Blick verriet Todesangst.

Es waren zwei Mitglieder der königlich berittenen Polizei Nordwest, die im letzten Augenblick kamen, und bei ihrem Anblick begriff Murrey, warum Barrilee bleich und zitternd dasaß.

Sie legten Barrilee Handfesseln an und setzten ihn auf das eine Pferd.

„Er wird gesucht wegen Mordes an Joe Sand", erklärte der eine der Reiter. „Er hat ihn wie einen Hund niedergeschossen, um sein Geld zu bekommen. Wir sind ihm seit einer Woche auf der Spur."

Murrey setzte sich hinter den anderen Polizisten, der sich erboten hatte, ihn mit nach Skudo zu nehmen, und sagte kurz: „Er hat mich zum Narren gehalten mit einer Geschichte von seiner Frau und seinen Kindern in Corney. Ich konnte ihn nicht sterben lassen, denn ich stehe allein und niemand wartet auf mich."

„Auf ihn auch nicht", sagte der Polizist und sah den Gefangenen verächtlich an. „Er ist gar nicht verheiratet, das einzige, was auf den Schurken wartet, ist das Hanfseil. Doch nun auf nach Skudo."

Miß Grizzly / Von Mark Twain

„Miß Grizzly", so nennt man mich, trotzdem ich schon lange keine Miß mehr bin. Mein Herr sagt oft zu mir, daß ich wie ein wilder Grizzly-Bär aussehe, darum wohl mein Name. Mein Vater war ein Neufundländer und meine Mutter eine Gollie. Wenn ich auch nicht reinrassig bin, so habe ich doch nur edles Blut in meinen Adern und darauf kann ich stolz sein. Das hatte meine Mutter oft zu mir gesagt und es ist ein Fakt.

Meine Mutter war der klügste und gebildeste Hund im Zwinger und ein Teil der Achtung übertrug sie auch auf mich. Kalkuliere, daß Mutters scharfe Zähne auch halfen, die anderen Hunde in Respekt zu setzen, aber zum größten Teil war es doch ihre Bildung.

Vater habe ich nie gekannt. Er wurde verkauft, ehe ich zur Welt kam und Mutter sprach selten mit großer Hochachtung von ihm. Er war ein schöner, großer und kräftiger Hund gewesen, treu, ehrlich und fleißig, — sonst nichts.

Als ich erwachsen war, wurde ich verkauft. Der Abschied von Mutter war der erste traurige Tag meines Lebens. Und zum Schlusse bellte sie mir noch ihre Lebensregel zu, die ich nach Kräften erfüllt habe:

„Wenn die Gefahr dich trifft oder etwas Schweres dir zustößt, handle als tapferer Hund, wie dein Vater oder deine Mutter und deine Ahnen alle gehandelt hätten!"

Früher war ich ein Zwingerhund und hatte eigentlich keinen richtigen Herrn. Es kamen Knechte, die uns das Futter brachten oder uns das Fell striegelten. Den Besitzer bekamen wir nur zu Gesicht, wenn er einen von uns verkaufen wollte. Es war ein harter, griesgrämiger Mann, der schnell die Peitsche bei der Hand hatte.

Jetzt war das alles anders. Ich hatte einen Herrn, ein Frauerl und ein Baby zu beschützen und lieb zu haben. Ich war ein Mitglied der herrschaftlichen Familie und sah auf die Dienstboten und Angestellten wie auf Tief-unter-mir-Stehende herab. Groß und klein verzärtelte mich und ich hatte bald meinen Schmerz um Mutter vergessen.

Eines Tages brachte mein Herr einen großen Neufundländer nach Hause. So mochte wohl mein Vater ausgesehen haben. Er gefiel mir ganz gut und ich ließ mir seine Zärtlichkeiten und Liebenswürdigkeiten gefallen. So wurde ich Frau. Als er mich eines Tages im Kampfe mit einer Horde Dorfköter allein ließ und feige davongeschlichen war, da ging meine Liebe in Scherben. Als er wieder gut werden wollte, zeigte ich ihm die Zähne. Schritt für Schritt wich der große Lümmel zurück und ich folgte ihm knurrend. Als ich am Ende des Gartens auf ihn lossprang, riß er aus und ward nicht mehr gesehen.

So wurde ich Witwe. Alleinstehende Witwe mit Kind. Eines Tages fühlte ich mich krank und elend, und zog mich in den Keller zurück. Ich hatte starke Krämpfe und Schmerzen, ich glaube, daß ich ohnmächtig wurde. Als ich erwachte, kletterten vier kleine und blinde Hundebabys auf mir herum! Meine Kinder!

Ich hatte zwei Tage nichts gefressen, und während ich im Hofe Futter suchte, verschwanden drei meiner Kinder. Lange Zeit suchte ich sie in allen Ecken und Winkeln. Ich fand auch ihre Geruchsspur auf dem Wege, der zum Teiche führt und ein leerer Sack roch noch stark nach ihnen. Was aber meine Babys im Sack oder beim Teiche wollten, konnte ich nie ergründen. Schwimmen konnten sie doch nicht und das Wasser war auch viel zu kalt für kleine Hunde.

Mir blieb also nur einer. Mein Bärly. Ihn lehrte ich alles, was ich von der Mutter gelernt hatte. Er und das Menschenbaby waren mir das Liebste auf der Welt.

Der kleine Mensch lernte bald strampeln und gehen, ballspielen und auf meinem Rücken reiten, kurz, alle die unbegreiflichen Dinge, mit denen sich ein Menschenkind die Zeit vertreibt.

Nach dem Essen mußte er aber schlafen, und ich saß neben seinem Gitterbettchen und behütete seinen Schlaf. Wehe dem, der mit starken Schritten oder lauten Worten zu stören wagte. Mein leises, aber energisches Knurren machte ihn schnell behutsam. Mein Bärly spielte einstweilen mit der weißen Katze des Frauerls, einem falschen, verzärtelten Tier, daß ich nicht ausstehen konnte.

Eines Tages, im Winter, hielt ich gerade Wache am Kinderbett, das in der Nähe des Kamins stand, als ein Funken vom knisternden Holzscheit auf das Bettzeug sprang, das sofort hellauf zu brennen anfing.

Feuer ist ein schreckliches Ding. Es gibt nichts, das ich so fürchte wie Feuer. Selbstverständlich wollte ich zuerst ausreißen. Da fing das Menschenkind zu schreien und zu weinen an, und ich erinnerte mich an Mutters Lebensregel.

Wenn Gefahr dich trifft oder etwas Schweres dir zustößt, handele als tapferer Hund, wie dein Vater oder deine Mutter und deine Ahnen alle gehandelt hätten!"

Feige davonschleichen tun nur Kerle wie mein seliger Gatte.

Ich streckte den Kopf durch die prasselnde Flamme und packte das Kindchen zwischen Hemdchen und Höschen und riß es mit mir. Dann zerrte ich es durch viele Zimmer und gab es keinem der Menschen, die, durch das Geschrei des Kindes gerufen, herbeieilten. Es mag wohl sein, daß ich in meiner Aufregung geknurrt und die Haare gesträubt hatte, aber darum hätte mich der Herr doch nicht so furchtbar prügeln müssen. Als ich zerknirscht davonlief, packte er sein Gewehr, schoß und traf mich in den linken Vorderfuß.

Ich verkroch mich wieder im dunklen Keller und leckte meine Wunde rein. Zwei Tage wagte ich mich nicht ins Freie, bis ich endlich die Sehnsucht nach meinem Bärly nicht mehr aushalten konnte und mich humpelnd zum Wohnhaus schleppte.

Drinnen spielte mein Junges mit dem Menschenkind, und durch die halboffene Tür kroch ich langsam näher. Meine Wunde brannte, das Fell, das vom Feuer ganz versengt war, schmerzte fürchterlich, ich war ganz geschwächt von Hunger und Durst, das Zimmer, mein kleines Herrchen und mein Baby begannen, sich um mich zu drehen, da . . .

Als ich erwachte, hörte ich die Stimme eines Fremden, der nach Arzneien und Blut roch:

„Lahm wird sie wohl immer bleiben, aber sonst ist sie über den Berg!"

Dann hörte ich meinen Herrn, der ganz traurig sagte:

„Sie hat meinen Buben aus den Flammen gerettet, und dafür habe ich sie lahmgeschossen!"

Und dann fuhren seine Hände schmeichelnd über meinen Kopf, und ich leckte sie zärtlich. So schlossen wir aufs neue Freundschaft. Und alles war vergessen und vergeben.

Ich habe zu erzählen vergessen, daß mein Herr Arzt und Leiter eines Spitals war. Oft kamen gelehrte Leute aus aller Welt zu uns, und dann sprachen sie über so schwerverständliche Probleme, daß ich mich schämte, nicht so ge-

Deutsches Theater in Bielitz

„Die Blume von Hawaii".

Operette in 3 Akten von A. Grunwald und Dr. Fr. Löhner Beda. Musik von Paul Abraham.

Es hat lange gedauert bis diese große Erfolgsoperette den Weg zu uns gefunden hat, und heute ist der ganze Südsee und Hawaiikomplex bereits überwunden und übt lange nicht mehr den sugestiven Zauber aus wie ehemals. Trotzdem liegt allein in der Musik Abrahams eine solche Fülle von Melodienreichtum verborgen, daß dem Werke auch noch heute eine große Wirkung sicher ist. Seine Aufführung stößt allerdings auf einem Provinztheater auf nicht geringe Schwierigkeiten und wenn daher auch nicht alles an dieser Aufführung restlos befriedigen konnte, so wollen wir diesmal gerne den guten Willen und die Bemühungen der Theaterleitung anerkennen. Was geschehen konnte ist geschehen.

Eine ganze Girltruppe, bestehend aus jungen, theaterfreudigen Dilettantinnen, wurde ausgebildet und brachte einige flotte und gut gedrillte Tanzeinlagen, auch der Chor, welcher zum Teil aus Mitgliedern hiesiger Gesangvereine gebildet wurde, tat wacker mit und das Orchester unter der Leitung Dr. Schalschas bot sein Möglichstes. Wunderbar gelang unter der erfahrenen Hilfe Meister Fehrenbachs die szenische Lösung und die Ausstattung war wirklich sehenswert und geschmackvoll. In der Besetzung interessierte vor allem der Gast H. Ernst Tuschinsky, der sich in der Rolle des John Buffy als bühnengewandter Komiker, eleganter Tänzer und gut pointierter Sänger entpuppte und zusammen mit dem, als Miß Bessie wieder unwiderstehlichen Frl. Perry ein erstklassiges Paar abgab. Frau Staller, welche sich infolge einer Erkältung stimmliche Reserve auferlegen mußte, sang ihren Part zwar nur mit halber Stimme, doch ließ ihr vollendeter Vortrag diesen Mangel vergessen und sie war in der Doppelrolle der hawaiischen Prinzessin und der Tanzpartnerin Susanne Provenze wieder der große Operettenstar. Theo Knapp zeigte sich diesmal wieder von einer neuen Seite und man hatte Gelegenheit ihn als flotten Tänzer, Schlagersänger und Charlie-Chaplin-Parodisten zu bewundern, als welcher er einen großen Separatapplaus errang. Groote bewahrte als Prinz Lilo Taro die vornehme Linie, wußte auch die pathetischen Redewendungen seiner Rolle erträglich zu machen und war auch stimmlich gut disponiert. Gute Figur machte auch Lagrange als Kapitän Reginald H. Stone in seiner schmucken Uniform, sowie Barth als der vornehme und patriotische Hawaiier Kanako Hilo. Mit Grazzie vollzog Frl. Bertschinger als junge Hawaiierin den Sprung vom Schauspiel zur Operette und überraschte durch ihre Sang- und Tanzfreudigkeit. Auch die Nebenrollen waren gut besetzt, eine Menge Tanz und Gesangschlager mußten wiederholt werden, darunter vor allem der von Frl. Perry und H. Duschinsky vollendet gebrachte Schlager vom „Divanpupplein".

Es gab eine Menge Blumenspenden und viel Applaus, in welchen sich die Darsteller, der Regisseur sowie der Kapellmeister teilen konnten. Meister Fehrenbach erschien zwar nicht auf der Bühne, nichtsdestoweniger ist sein Anteil am Erfolg dieser großen Ausstattungsoperette kein geringerer. H. R.

Weihnachtsfest der Kamitzer Arbeitersänger. Der AGV „Freiheit" in Kamitz veranstaltet sein diesjähriges Weihnachtsfest am Samstag, den 28. Dezember, im Gemeindegasthaus in Kamitz. Im Programm sind Männerchorgesänge sowie drei einaktige Theaterstücke vorgesehen, darunter das Singspiel „Die Förstergretel" und die Tanz. Eintritt 99 Gr., an der Kasse 1,20 Zl.

AGV „Frohsinn"-Bielitz veranstaltet Maskenball.

Der AGV „Frohsinn" gibt hiermit allen Gönnern und Freunden des Vereins bekannt, daß er in diesem Jahre infolge anderweitiger Vergebung des Arbeiterheimsaales keine Silvesterfeier veranstaltet. Dafür findet am 11. Januar 1936 im Arbeiterheimsaale ein Maskenball statt, zu dem schon heute alle Freunde und Sympathiker des Vereins auf das herzlichste eingeladen werden.

Ist das sparsame Wirtschaft?

Es wäre interessant zu erfahren, wieviel die Stadt Bielitz bisher für jene Prozesse bezahlt hat, die der Magistrat seit der Kommissarenwirtschaft führt.

Allein an Gerichtsgebühren hat die Stadt von der Bereufung in der Angelegenheit gegen Dr. Robinsohn über 700 Zloty bezahlt. Die sonstigen Spesen sind nicht geringer.

In dieser schweren Krisenzeit sollte man mit Tausenden nicht so leichtfertig herumwerfen.

Du hilfst dir selbst!

wenn du treu und entschlossen zu deiner Zeitung stehst, für diese wirbst und alles daran setzt, die Zahl der Abonnenten zu vergrößern. Neue Leser sind neue Kämpfer. Darum wirb für dein Blatt, für die „Volkszeitung"!

Der Fall Irene Tormann

Roman von J. SIBELIUS

14. Fortsetzung

Er möchte ihr so gerne helfen, aber, da er sie zu wenig kennt, findet er keinen Weg. Wer überhaupt kennt dieses Mädchen? Als Bimbasch, ausgepumpt vom Spiel, keuchend im Schatten liegt, kommt Gloria zu ihm. Stehend sieht sie auf ihn nieder. Ihre langen Beine gleichen schlanken, braunen Säulen, auf denen der schmale Oberkörper ruht.

„Woher", fragt Felix Tormann, „sind Sie eigentlich so braun?"

„Ich war wochenlang in einem winzigen Fischerdorf an der See."

„Allein?" forscht er weiter und ärgert sich als er es ausgesprochen hat.

„Allein", sagt Gloria Mentz.

„Gab es dort Arbeit für Sie?"

„Arbeit? Ach ja, an mir selber sehr viel. Arbeit am eigenen Charakter! Aber es hat nicht viel genützt."

Sie setzt sich neben ihn und schlingt die Arme um die hochgezogenen Knie.

„Finden Sie es noch notwendig, an sich selbst zu arbeiten, Gloria? Mir kommen Sie so fertig vor. Wie ein kleines, vollendetes Kunstwerk."

Das Mädchen beugt sich leicht über ihn. Während sie eine blonde Haarsträhne aus seiner Stirn streicht, murmelt sie: „Das klingt ja sehr schön, Felix Tormann, aber ich glaube, Sie haben so gut wie gar keine Menschenkenntnis."

„Mag sein", gibt er fast bekümmert zu. „Wie alt sind Sie eigentlich, Gloria?"

„Achtundzwanzig Jahre."

Tormann sieht verwundert zu ihr auf. „Zuerst, damals auf der Straße, hielt ich Sie für jünger, dann merkte ich jedoch, daß Sie schon viel, viel reifer sind als — —"

„Als wer?" fragt Gloria mit angehaltenem Atem.

„Als so Mädchen von zwei-, dreiundzwanzig Jahren."

„Die paar Jahre machen eine ganze Menge aus", sagt Gloria leise.

„Und doch kommt es hauptsächlich auf den Wert eines Menschen an", sagt Tormann, sich aufrichtend, „ich habe ja schon erfahren dürfen, Gloria, daß Sie ein wunderbarer, sehr wertvoller Mensch sind."

Er nimmt ihre Hand aus dem warmen Sand und hält sie fest. „Nun lachen Sie bitte wieder ein wenig. Sehen Sie, wie herrlich es hier ist!"

„Ja, sehr schön", sagt Gloria gequält.

„Hallo, kleines Mädchen!"

Tormann hat sie so laut angerufen, daß Bimbasch mit wehenden Ohren heranjagt.

Bimbasch", flüstert Gloria und greift nach dem rothaarigen Hund wie nach einer Rettung.

Ueber den See treibt der Wind hundert winzig kleine Wellen. Segelboote ziehen langsam, mit geschwellten Segeln vorbei. Sie leuchten weiß in der Sonne.

„So ein Boot möchte ich haben und damit ganz weit fort fahren", wünscht Gloria sehnsüchtig. „Irgendwohin, wo man alles vergißt."

„Und mich hier alleine lassen, das kann ich mir denken."

Tormann preßt ihre Hand fast schmerzhaft fest. „Spricht so ein guter Kamerad, Gloria?"

„Ich bin nie Ihr guter Kamerad gewesen, Felix Tormann."

„So, ich dachte." Tormann ist enttäuscht. „Weshalb sind Sie so gut zu mir?"

„Sie sollten klügere Fragen stellen", sagt das Mädchen wieder mit ihren ernsten grübelnden Blick in den Augen. Sie zieht ihm ihre Hand fort, springt auf und läuft neben Bimbasch her am Ufer entlang. Beide werden immer kleiner in der Ferne. Hin und wieder bückt sie sich, manchmal bringt der Wind das aufgeregte Bellen des Hundes herüber.

Tormann schließt die Augen, vergißt den strahlenden Himmel und fängt an über Gloria Mentz angestrengt nachzudenken. Ueber sie, über ihr Leben, das er nicht kennt, über ihr trauriges Wesen und über ihre Liebe zu ihm. Und auch über sich selbst. Dabei entdeckt er, daß er nichts von allem weiß, ebensowenig von Gloria, wie von der eigenen Frau, wie von dem rothaarigen Hund Bimbasch. — — —

Er ist früher zu Hause, als er dachte. Gloria wurde müde. Sie sagte nicht viel darüber, aber er konnte es ihr ansehen. Ganz erschöpft, blaß und armselig hatte sie auf der Heimfahrt neben ihm gesessen.

Am liebsten hätte Tormann sie selber zu Bett gebracht und sie schön ordentlich, wie ein Kind, zugedeckt. Aber kaum hielt der Wagen vor dem Hause am Kaiserdamm, war sie auch schon fort. Sie hatte „Auf bald" gesagt, ihm nicht einmal die Hand gegeben und nur noch Bimbasch über den Kopf gestrichen.

Tormann setzt sich auf seinen Schreibtisch. Er starrt den Hund grübelnd an. Der Hund erwidert fast menschlich, mit großen, aufmerksamen Augen seinen Blick. Es wird sehr still um die beiden.

„Von dir, Bimbasch, weiß ich auch nichts", sagt Tormann endlich noch zögernd. Dann wagt er sich tapfer weiter.

„Ich weiß wirklich nichts. Blind und taub habe ich neben Irene gelebt. Ach Bimbasch, ich glaubte, meine Liebe und ihre Liebe wäre genug für eine Ehe. Alles andere war mir gleich. Ich ahnte gar nicht, wie es in ihr aussah, und in mir, und mein lieber Kerl, in dir.

Nun sitzen wir beide da, ahnungslos, hilflos, mit gebundenen Händen. Verlassen!"

Tormann greift plötzlich nach dem Hund. „Woher kommst du eigentlich?" fragt er leise. „Dieses kleine Mädchen, der wir ebenso ahnungslos gegenüberstehen, wollte heute eine ganze Menge von dir wissen. Und ich konnte ihr wieder mal keine Antwort geben.

Irene hat mir nie gesagt, woher sie dich hat und seit wann, Bimbasch. Eigenlich sonderbar, wo sie dich so liebt. Dabei merke ich, daß ich von ihrer ganzen Vergangenheit so gut wie nichts weiß. Wir haben miteinander ausschließlich in der Gegenwart gelebt."

Tormann sinnt weiter.

Man weiß nicht, woher Bimbasch kommt. Man wußte nichts von Rudolf Terdenen. Man möchte der geliebten Frau helfen und ist machtlos, weil man dumm und blind herumhockte. Vielleicht braucht sie ihn.

Natürlich brauchte sie seine Hilfe. Sie hat ja sonst niemand, der für sie einspringt. Er mußte nachforschen. Wo aber soll er anfangen?

Irene ist fort!
Rudolf Terdenen ist tot!
Bimbasch?

Ja, weshalb nicht. „Auch das Leben eines Hundes kann ungeheuer aufschlußreich sein", sagte das kleine Mädchen. Und Tormann kennt den Hund erst, seit er Irene kennt *und weiß, daß sie ihn schon jahrelang besitzt.*

Dumme Gedanken, noch dümmere Einfälle! Tormann will sich selber verspotten, es gelingt ihm nicht. Eine seltsame Unruhe überfällt ihn. Er muß etwas tun. An allen Litfaßsäulen ist schon Irenes Bild. Man nennt sie eine Mörderin. Er aber sitzt hier und wartet, anstatt selber die ersten Schritte zu ihrer Rettung zu tun.

Tormann läuft aus dem Zimmer ans Telephon.

„Klaus", schreit er, „ich habe eine verrückte Idee."

„Bitte erzähle, mein Junge", Rüdiger hat schon auf ein Lebenszeichen des Freundes gewartet, ihm ist es gleich, ob er mitten in der Nacht geweckt wird.

Tormann erzählt dem Kommissar atemlos, daß er losfahren will, um nachzuforschen, woher Bimbasch, der ständige Begleiter seiner Frau, kommt. Vielleicht ist er ein Geschenk der Eltern. „Ich will dort zuerst anfragen, Klaus, vielleicht können sie mir doch noch irgend etwas aus Irenes Vergangenheit erzählen, was für uns wichtig ist."

Rüdiger rät zu, er drängt sogar. Erstens freut er sich über Tormanns neu erwachte Aktivität, zweitens aber ist es nur angenehm, den Freund in der nächsten Zeit nicht allzuviel zu sehen. Er bekam gerade ziemlich sichere Nachricht. Man scheint Irene Tormann endlich auf der Spur zu sein. Besser, Felix ist weit ab vom Schuß, denkt er, man muß auch selber seinen klaren Kopf behalten für diese Tage.

„Ich schreibe sofort nach Köln", sagt Tormann.

„Fahre hin", schlägt Rüdiger vor. „Ueber solche Sachen spricht es sich doch leichter persönlich."

Tormann überlegt nur kurz. „Gut, mache ich! Weißt du, wann das nächste Flugzeug nach Köln geht?"

„Gegen acht Uhr morgens, glaube ich."

„Ich werde ihnen sofort meine Ankunft telegraphieren."

„Tue das, und melde dich, sobald du etwas entdeckt hast. Und viel Glück, viel Erfolg, mein guter Junge. Mache keine Dummheiten."

„Lebe wohl."

„Lebe wohl, Felix Tormann", sagt Rüdiger leise, „lebe wohl."

Telephonisch erbittet Tormann nach kurzer Erklärung von Direktor Brandt Urlaub.

„Muß es sein, lieber Tormann?"

„Ja, es muß sein", sagt Tormann fast glücklich.

Endlich darf er für Irene etwas tun. Er bestellt einen Platz im Flugzeug, das morgen früh das Tempelhofer Feld verläßt. Er depeschiert an seine Schwiegereltern. Er holt Luise aus dem Bett, damit sie ihm alles was er braucht in den kleinen Kabinenkoffer packt, er würde allein die Hälfte vergessen.

Irenes Bild nimmt er aus dem Rahmen und legt es dazu.

(Fortsetzung folgt.)

Krieg im Mittelmeer?!

Die Berufung des englischen Völkerbundsministers Eden zum Leiter der Londoner Außenpolitik ist in Rom nicht ohne Echo geblieben. Soweit bis zur Stunde übersehen werden kann, wird die Ernennung Edens zum englischen Außenminister als eine offene Kriegserklärung Londons an Mussolini betrachtet. Die englische öffentliche Meinung, die es durchgesetzt hat, daß die „Friedensstifter“ zugunsten Italiens davongejagt wurden, verlangte, daß nicht auf halbem Wege stehengeblieben wird. Man will eine Entscheidung haben, um den Vorgängen im Fernen Osten größere Aufmerksamkeit schenken zu können, was durch den afrikanischen Krieg stark behindert ist. Ohne Zweifel werden jetzt bereits geheime Verhandlungen zwischen Washington und London geführt, man spricht auch in der internationalen Diplomatie von einer amerikanisch-russischen Front um die Interessen in China, der sich auch in kurzer Zeit England hinzugesellen wird. Aber eine Aktion dieser Mächte gegen Japan wird erst möglich sein, wenn man das italienische Abenteuer in Afrika beigelegt hat. Es ist auch heute schon ziemlich sicher, daß ohnehin Abessinien bei der endgültigen Friedensregelung wird große Opfer bringen müssen, wenn es seine Unabhängigkeit unter englischem Protektorat, gewissermaßen als Mandat des Völkerbundes, wird aufrecht erhalten wollen. Alle Siege und Erfolge dürfen über diese Tatsache nicht hinwegtäuschen.

Eine andere Frage ist, wie Minister Eden diesen „Frieden“ Italien aufzwingen will, das sich nach Lage der Dinge nicht mit bescheidenen Zugeständnissen abfinden lassen kann. Es muß auch mit der Wahrscheinlichkeit gerechnet werden, daß dieser Friedensabschluß kaum mit Mussolini vollzogen wird. Es ist schon möglich, daß Mussolini den letzten Trumpf ausspielen wird und auch den Krieg gegen England im Mittelmeer beginnt. Eine Ursache hierzu wird sich schon finden, wie man sie ja auch für Abessinien gefunden hat. Daß man in London mit einem solchen Vorstoß rechnet, beweist die Tatsache, daß Mister Eden bereits Kriegsgenossen sucht, um nicht allein auf die zweifelhafte Haltung Frankreichs angewiesen zu sein. Aus der Türkei, Rumänien, Griechenland und Jugoslawien liegen bereits Zustimmungen vor, wonach England auf Hilfe im Mittelmeer bei einem italienischen Angriff rechnen darf. Das ist eine Zuspitzung der Lage, aber Rom kann nicht nachgeben, ohne nicht eine Kapitulation vor London zu vollziehen. Nach der Stimmung in Italien und insbesondere der faschistischen Partei gibt es für Mussolini kein Zurück mehr, wenn er nicht zugleich Italien mit in den Abgrund reißen will. Es wird also ein Frieden kommen, der sich gegen den Faschismus richtet und zugleich dem italienischen Volk, so oder so, seine Mitbestimmung wiederbringen soll.

Gewiß, wir wollen uns darüber noch nicht täuschen, als wenn dieser Weg schon in absehbarer Zeit beschritten werden könnte. Dazu sind noch ungeheure Opfer notwendig und wahrscheinlich auch der Krieg im Mittelmeer unabwendbar. England will es zunächst mit einem Druck versuchen, Mussolini und damit auch Italien beweisen, daß der Kampf gegen den Völkerbund aussichtslos sei, zumal bereits eine Koalition bestehe, die die Interessen Englands durch den Völkerbund bezw. seine Mitgliedstaaten verteidigen werde. Es soll nicht geleugnet werden, daß diese Koalition gegen den Kriegstreiber unter dem Druck der öffentlichen Meinung der Welt erfolgt ist und daß dieser Druck nicht nur in Rom, sondern auch in Berlin sehr fühlbar wurde und selbst in Paris eine Konsternation hervorgerufen hat. Man gab auch hierbei in London recht deutlich zu verstehen, daß man nicht auf alle Fälle auf die Hilfe Frankreichs angewiesen ist, sondern auch Freunde außerhalb von Paris gegen Mussolini mobilisieren kann. In Paris liegt der Widerstand: Laval will Mussolini halten und das unter allen Umständen, denn so will es das französische Finanzkapital, so will es auch die Rüstungsindustrie.

Die Völkerbundsstaaten, insbesondere die kleineren Nationen, wissen, daß sie so oder so die Opfer tragen müssen und froh sein werden, wenn ihnen zum finanziellen Aderlaß wenigstens der blutige Teil dieses Kampfes erlassen bleibt. Die Türkei und Rumänien, Griechenland und Jugoslawien wissen, daß ein starkes Italien in erster Linie ihre Interessen gefährden werde. Darum die rasche Antwort als Zustimmung zur Sicherung der Völkerbundspolitik und auch ein deutlicher Hinweis für Laval, dem man die Botschaft zukommen ließ, daß man im Mittelmeer mit der Londoner Politik gegen Italien übereinstimmt. Aber es dürfte nicht allein bei dieser Maßnahme Mister Edens bleiben. Die Verschärfung der Sanktionen, also die Oelsperre, wird kommen müssen, denn nur auf diesem Wege ist es möglich, Mussolini zum Nachgeben zu zwingen. Man kann es daher verstehen, daß die Berufung Edens zum englischen Außenminister in Italien helle Bestürzung hervorgerufen hat. Man hat dort zu sehr auf den Einfluß Lavals gebaut, der wiederum die Zustimmung des gestürzten Hoare hatte, welcher sich wiederum auf Baldwin und den englischen König stützen konnt. Dieses Kartenhaus der dynastischen Friedensbemühungen ist zusammengestürzt, und zwar nicht zujetzt durch den aktiven Kampf der englischen Arbeiterpartei gegen den Versuch der Rettung des Faschismus durch Belohnung des Angriffs Mussolinis gegen Abessinien.

Der Völkerbund ist aus den Intrigen der französisch-englischen Diplomatie gestärkt hervorgegangen und damit ist auch die Gewähr gegeben, daß ein europäischer Kontinentalkrieg verhindert wird, was allerdings nicht ausschließt, daß es zu einem Abenteuer Mussolinis im Mittelmeer, wenn auch nur als kurze Episode, kommen wird. Mit dieser Tatsache muß man rechnen, da ja die römischen Machthaber auf keinen Fall zurücktreten wollen und mit ihnen ein Frieden unwahrscheinlich ist, nachdem der Friedensvorschlag von Paris ein so großes Fiasko erlitten hat. In Rom hofft man immer noch auf Laval und spricht auch offen davon, daß ein neuer Vorschlag zur Beilegung des afrikanischen Abenteuers nur noch von Paris aus kommen kann. Aber heute ist sich auch schon die französische Presse darüber einig, daß nicht mehr Paris für diese Fragen zuständig sei, sondern die Entscheidung in Rom liege. Allerdings, bis dort ein Entschluß reifen wird, dürften noch Wochen ins Land gehen, da, aller Voraussicht nach, erst gegen den 10. Januar herum der Völkerbundrat erneut zusammentreten wird und erst nachträglich kommt der Dreizehnerausschuß zusammen, der die Verschärfung der Sanktionen bestimmen soll. Bis dahin hat also Mussolini Zeit, sich zu entscheiden.

Leider ist die Lage auf dem afrikanischen Kriegsschauplatz selbst noch völlig unübersichtlich, wenn es auch scheint, daß den Abessiniern gewisse Erfolge beschieden sind. Auch dieser Umstand kann viel dazu beitragen, das afrikanische Abenteuer Mussolinis zu beenden, aber sicher dürften bis dahin noch Monate ins Land gehen. Die Lage in Italien selbst spitzt sich zu. Die Stimmung gegen England und die Völkerbundsstaaten wird immer aggressiver, die faschistischen Organisationen drängen auf eine Entscheidung und Mussolini muß dieser Stimmung irgendwie Rechnung tragen. Dafür gibt es nur einen Ausweg: England, wenn auch nur vorübergehend, zu treffen und das könnte nur durch einen Angriff im Mittelmeer geschehen. Aber auch dafür ist man wieder in London längst vorbereitet. Die Lage spitzt sich zu, die Erweiterung der Kriegsbasis scheint unvermeidlich.

Bankrotteure, vereinigt euch!

Eines der wirksamsten Argumente gegen die Aufrechterhaltung der Freien Gewerkschaften Oberschlesiens vor ihrer Gleichschaltung, war der Vorwurf der Hitlerdeutschen, daß die DSAP eine Zusammenarbeit mit der polnischen Bruderpartei anstrebe, was zur allmählichen Liquidierung des deutschen Charakters der Freien Gewerkschaften beitragen müsse. Nur die Vereinigung aller deutschen Gewerkschaften zu einer Einheitsfront könne dem deutschen Arbeiter seine Interessen wahren und auch auf polnischer Seite nicht ohne Eindruck bleiben. Gewiß, unterrichtete Kreise wußten weit besser, daß die Gleichschaltung nur betrieben wurde, um einerseits Nazipolitik im Auslandsdeutschtum zu treiben und anderseits die Futterkrippen zu sichern, den Bonzen die Gehälter zu garantieren. Aber die Betrüger der deutschen Arbeitermassen in der schlesischen Wojewodschaft wurden selbst betrogen. Denn jetzt gibt es keine Unterstützungen mehr, da ja die finanzielle Pleite im Dritten Reich allseitig wurde. Beim Volksbund, den die Gewerkschaften zwecks Winterhilfe anpumpen wollten, steht es nicht besser, auch dort werden schon die Gehälter auf „stottern“ gezahlt, so daß man den Gewerkschaftsbonzen Jankowski und Frank zu Weihnachten nicht mehr helfen konnte und die große Weihnachtsbescherung der Mitglieder unter dem Fragezeichen blieb. Die reichsdeutschen Nazis haben eigene Sorgen und überlassen die Auslandsdeutschen ihrem Schicksal, zumal im Reiche die Winterhilfsaktion in erster Linie für die Aufrüstung gebraucht wird.

Aber kehren wir zurück zu unseren hitlertreuen Gewerkschaftsbonzen, die sich um ihre ganze Zukunft betrogen sehen und in deren Reihen Stimmen laut werden, man müsse sich endlich nach etwas anderem umsehen. Die Annahme, als wenn eine deutsche Einheitsfront im polnischen Lager Eindruck machen könnte, war ein Trugschluß. Immer weniger deutsche Arbeiter wagen es, ihre eigenen Betriebsratslisten aufzustellen, weil sie so selbst die Gefahr der Entlassung weiterer deutscher Arbeiter heraufbeschwören. Und wenn sich doch noch mannhafte Arbeiter wagen, ihre Listen zur Interessenvertretung herauszubringen, werden diese Betriebsratslisten teils annulliert, teils werden sie auch aufgestellt, um selbst Märtyrer zu schaffen. Mit Recht haben wir hier immer betont, daß unter den heutigen Umständen eine selbständige deutsche Arbeiterpolitik unmöglich sei, wie überhaupt jede politische Bestrebung deutscherseits ohne Verständigung mit dem polnischen Volksteil aussichtslos sein wird.

Der deutsche Arbeiter ist in seinem Kampf um den Arbeitspatz auf die Haltung des polnischen Arbeiters angewiesen, von seinem Wohl hängt auch die Zukunft des deutschen Arbeiters ab. Deshalb haben wir immer der Vereinigung, der Zusammenarbeit deutscher und polnischer Arbeiter, das Wort geredet. Die „Gewerkschaft deutscher Arbeiter, war bis dahin anderer Meinung, man wollte den nationalistischen Gedanken durchsetzen und mußte sich überzeugen, daß man doch andere Wege beschreiten muß, wenn der deutsche Arbeiter im Betriebe geschützt werden soll. Die Wirklichkeit gibt also der Politik der DSAP recht. Dafür ein Beispiel. In den Giesche-betrieben in Schoppinitz haben die deutschen Arbeiter ihre eigene Liste eingereicht, die aber als ungültig abgewiesen wurde. Daß hier der blöde Nationalismus eine Rolle spielt, soll nicht verschwiegen werden. Aber erst jetzt haben die deutschen Arbeiter eingesehen, daß sie an den vernünftigen Teil der polnischen Arbeiter appellieren müssen. Sie beschreiten zwar einen zweifelhaften Weg, aber sie haben sich entschlossen, doch für eine polnische Liste zu stimmen. Und wie das so unter politischen Bankrotteuren üblich ist, hat ihnen der Gewerkschaftsbonze Hermann die Wahl der sogenannten Musiolrichtung empfohlen, die in der polnischen Arbeiterbewegung gar keine Rolle spielt.

Es ist sehr bezeichnend für die Gewerkschaft deutscher Arbeiter, wenn sie jene Richtung wählen läßt, die auf der ganzen Linie bankrott erlitten hat. Musiol war zunächst Freigewerkschaftler, ging dann zu den polnischen Christen Korfantys über, kam dann zur Sanacja und hat sich schließlich selbständig gemacht. Nun will ihm sogar die deutsche Gewerkschaft Beihilfe leisten.

Diese Tatsache muß unterstrichen werden; die deutschen Arbeiter müssen auf eine eigene nationalistische Politik verzichten, sie müssen bei den polnischen Arbeitern Hilfe suchen, d. h. jene Politik betreiben, die ihnen die DSAP seit einem Jahrzehnt gepredigt hat. Es ist also eine Bankrotterklärung der nationalistischen Politik und, schlimmer noch, man muß sich mit einem gleichen Bankrotteur im polnischen Lager vereinigen, weil man alle gesunden Elemente durch den blöden Nationalismus abgestoßen hat. Ob damit dem deutschen Arbeiter geholfen wird, daß sich zwei Bankrotteure vereinigen, das muß die Mitgliedschaft der „Gewerkschaft deutscher Arbeiter“ selbst entscheiden.